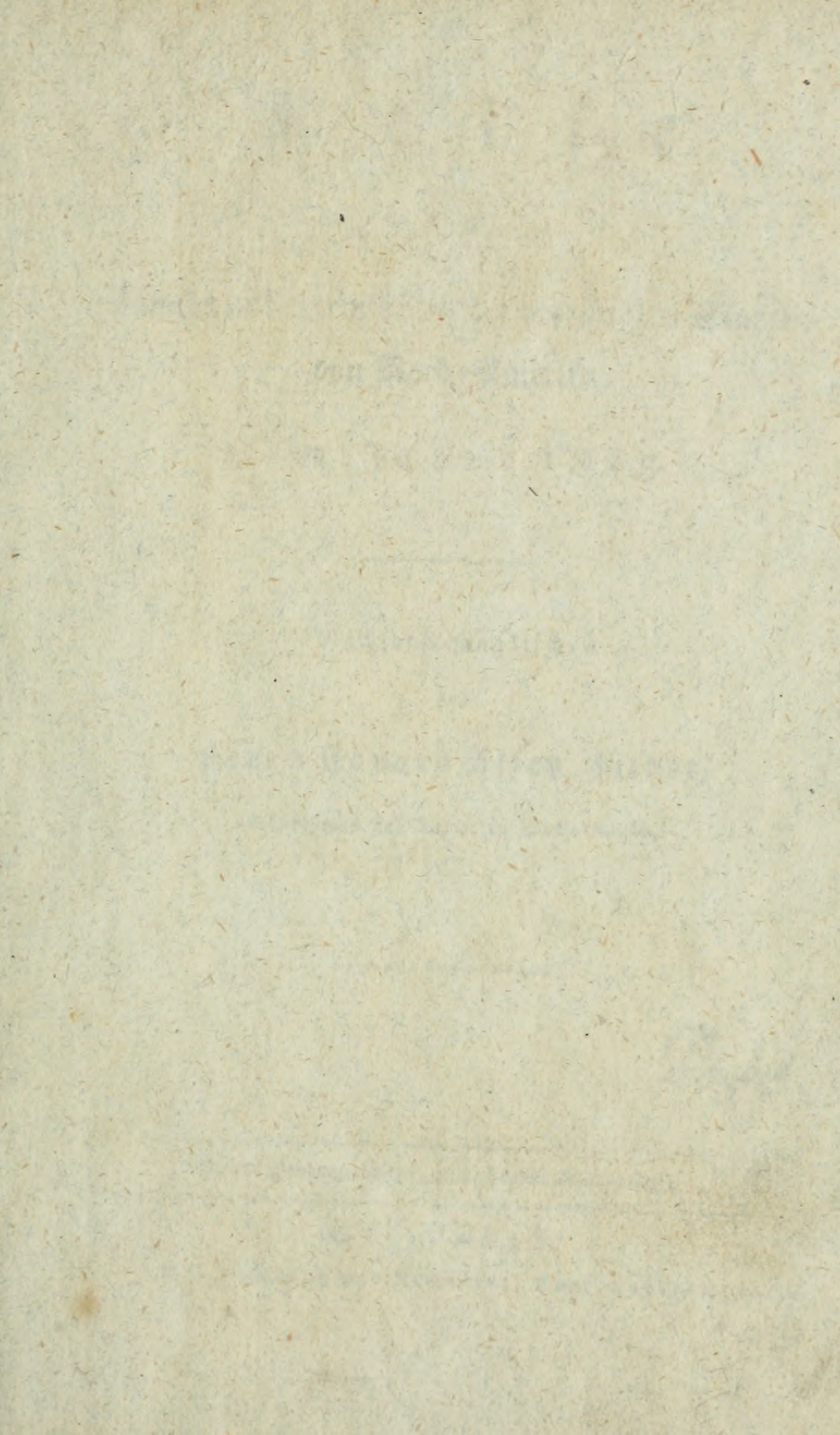



SEAL OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LET THERE BE LIGHT
1868





Reise

in

Canada und einem Theile der vereinigten Staaten von Nord-Amerika,

im Jahre 1823.

Nach dem Englischen

des

Herrn Eduard Allen Talbot,

Gutsbesitzers auf Talbot in Ober-Canada.

Perglas

(Aus dem Ethnographischen Archive besonders abgedruckt).

Wien 1825.

Bey Kaulfuß und Krammer, Buchhändlern.

Reise

in

Canada und einem Theile der vereinigten Staaten von Nord-Amerika,

im Jahre 1823.

Nach dem Englischen

des

Herrn Eduard Allen Talbot,

Gutsbesitzers auf Talbot in Ober-Canada.

Vorwort.

Ein in manchen Ansichten ähnliches Werk von John Howison, Esquire im neunzehnten Bande, Heft 2, des ethnographischen Archivs, erleichterte uns gegenwärtige Bearbeitung, indem wir über die nähmlichen Gegenstände, die Howison berührte, uns kurz fassen, oder das Identische ganz übergehen konnten. In Ober-Canada wächst aber die Bevölkerung und die Cultur dergestalt, daß sich Manches dort in ein Paar Jahren durchaus verändert. Die Mannigfaltigkeit der Darstellungen Talbot's dürfte manchem Leser sehr gefallen, zumahl er nichts übertreibt.

1.

Einleitung.

Mein Vater hatte vormahls eine hübsche Besitzung im südlichen Irland, sah aber nach geendigtem Kriege, daß er als Officier bey der Militz mit seiner zahlreichen Familie auf bisher gewohntem Fuße nicht fortleben könne, und daß sich für seine Söhne weder im Heere, noch außer solchem angenehme Aussichten zeigten. Da er sich einschränken mußte, so wollte er dieß lieber im Auslande, als in der Mitte seiner vormahligen Bekannten thun, zumahl es für ehrliebende Ältern höchst drückend ist, wenn sie erleben müssen, daß ihre Kinder in den gesellschaftlichen Verhältnissen sich einrichten, ein oder mehrere Grade zurücktreten müssen.

Mein Vater war kein Freund der Republiken und ein feuriger Verehrer der Gesetze und der Lebensart der Britten. Zu gleichen Ansichten hatte er seine Kinder erzogen, und dieses bestimmte ihn, nach Ober-Canada, und nicht nach den von Andern so geprie-

senen Freystaaten auszuwandern. Unter der Leitung meines Vaters Richard Talbot schifften sich im Hafen von Cork 54 Familien, welche fast 200 Personen stark waren, zur Niederlassung in Ober-Canada am Bord des Brunswick von 541 Tonnen Last unter dem Capitän Blake ein. Ungern verließen wir sämmtlich unser theures Vaterland am 13. Juny 1818.

2.

Überfahrt und Ankunft in Quebeck.

Im Ganzen war unsere Überfahrt wegen häufiger widriger Winde im Anfange unangenehm; am 27. July landeten wir zu Quebeck, verloren aber von unsern Reisegefährten durch ein sonderbares Schicksal zwölf Kinder unter vierzehn Jahre alt. Im Golf des St. Lorenz-Flußes befiel uns ein so heftiger Nebel, daß wir in Ermangelung von Lootsen leicht ein Unglück bey der Insel Anticosta hätten erleben können, und wir hatten Gelegenheit, bey der langen Fahrt auf dem Flusse häufig auf den Inseln zu landen. Auf der sogenannten grünen Insel traf ich die erste Amerikanerinn in einem braunen, nachlässig über die Schultern geworfenen Shawl. Sie hatte nackte Füße, eine Kupferfarbe und langes dunkelschwarzes Haar, eine angenehme Sprache, gute natürliche Bildung des Geistes, und jene Grazie, welche sich nicht beschreiben läßt, die wir jedoch selbst dann an Frauenzimmern zu bewundern gewohnt sind, wenn wir auch auf ihre Schönheit nicht Rücksicht nehmen.

Auf der Insel Orleans kam ich zufällig mit mehreren Reisegefährten in das Haus eines Canadischen Lootsen, indem wir um Erlaubniß bitten wollten, ein uns gestorbenes Kind dort zu beerdigen. Ein Frauenzimmer in schwarze Seide gekleidet, geputzt wie eine Gräfinn in Europa, öffnete uns die Thür, und erklärte uns in Französischer Sprache, daß sie kein Englisch verstände. Als wir aber unsere Bitte in Französischer Sprache erneuerten, gab sie uns einen Mann mit, um uns den Begräbnißplatz anzuweisen, und lud uns zugleich ein, nach der Beerdigung einige Erfrischungen in ihrem Hause einzunehmen. Wir fanden dort ein sehr glänzendes Gesellschaftszimmer und einen Trank von Jamaika-Rhum, frischer Milch und Ahornzucker, welcher uns wohl schmeckte, weßhalb wir mit einem günstigen Vorurtheile für die Gastfreundschaft Canada's zurück kehrten. — Das Land

auf der Insel Orleans war schlecht bestellt. Daher bedeutete der gerade reifende Weitzen nicht viel. Üppiger fand ich den Tabak und die Kartoffeln. Noch ist man hier und in Canada nicht gewohnt, die jungfräuliche Erde ordentlich zu düngen, findet aber auf dieser einst baumreichen Insel jetzt wenige Bäume mehr. Alle Befriedigungen der Felder sind von todtem Holze. Diese ansehnliche Insel theilt gerade vor Quebeck den Fluß in zwey Ströme. Der Hafen der Stadt verdankt seine Schönheit nicht so sehr den zahlreich dort ankernden Schiffen, als dem Wasserfalle von Montmorenci von 290 Fuß Höhe, und der schönen Gartenbestellung längs den Felsen von Point-Levi. Gegen über liegt auf einem hohen Vorgebirge die Stadt Quebeck; aber jede andere Aussicht nach der Küste ist durch Urwälder geschlossen. Überhaupt scheint hier die Erde eben so fruchtbar, als sie am Niederstrome wild und öde zu seyn scheint. Die Kirchen und deren Thürme sind allgemein mit Weißblech gedeckt. Überall sieht man freundliche Landsitze und weidende Thiere.

In Quebeck erheben sich wie in Genua die Gassen mit Häusern über die andern, und werden durch hohe Thürme mit Batterien und Martello-Thürmen vertheidiget. Die Abendsonne spiegelte sich auf dem Weißbleche der hohen Häuser und Thürme; desto schlechter ist aber die Stadt erleuchtet, auf deren Gassen man das Gemisch aller Nationen wahrnehmen kann. Im nächsten Hotel, in das wir traten, trafen wir ungefähr 30 See-Capitäne. Vor jedem stand ein großer Römer mit Getränke, jeder rauchte aus einer $3\frac{1}{2}$ Fuß langen Pfeife den besten Virginischen Tabak. Ich hatte lange Weile, da nur von den Seereisen dieser Söhne des Neptuns, von gut oder schlecht gebauten Schiffen, von dem Vergnügen der Seefahrten und dem edlen Geschmacke des Cognac-Branntweines die Rede war.

3.

Bemerkungen über Quebeck.

Quebeck liegt unter dem 46. Grad 48 Min. nördl. Breite und dem 71. Grad 11 Min. westl. Länge sehr schön in der Gabel der Flüsse St. Charles und St. Lorenz. In der weniger schönen Unterstadt ist der meiste Verkehr des Handels und der Schifffahrt. Die Kornhäuser und Waaren-Magazine liegen meistens hoch am Vorgebirge Diamont. Auf steilen Treppen oder Auffahrten gelangt man in die höhern Gassen der Spitze des Vorgebirges Diamont, an welchem 350 Fuß höher als das Flußbett die Citadelle liegt, welche die Stadt

nach der sogenannten Abrahams-Ebene vertheidiget, woselbst der tapfere General Wolf fiel. Am stärksten sind die Festungswerke in der Gegend der Thore, haben viele Batterien, und einen Wall, der 50 Fuß dick ist. Von drey Seiten ist die Stadt mit Wasser umgeben. Das dem Andenken des Generals Wolf gesetzte Denkmahl ist nur von Holz und sehr schlecht gearbeitet.

Auf einem steilen Felsen liegt das Castell St. Louis, wo der Gouverneur residirt. Die andern öffentlichen Gebäude mit den Kaufmannshäusern nehmen sich nicht außerordentlich aus.

Man ist ungewiß, ob der Nahme der Stadt aus der Idianischen Sprache Algonquin, wo das Wort Quebec eine Enge bedeutet, weil wirklich der große Fluß hier nur ¾ Englische Meilen breit ist, oder aus der Normannischen Sprache vom Worte Quel bec (welche Landspitze), oder von dem Worte quelibec, welches bey den Indianischen Abenaquis etwas Geschlossenes bedeutet, herrühren mag.

Eben so ungewiß ist der Ursprung des Wortes Canada. Man sagt, daß, als die ersten Spanischen Entdecker sich hier in Gegenwart der Indianer wieder einschifften, sie einander häufig das Wort arcanada (hier ist Nichts zu thun) zuriefen. Wie in der Folge die Franzosen hier zuerst landeten, riefen ihnen die Wilden das Wort arcanada zu, um jene von der Besitznahme abzuschrecken. Die Franzosen glaubten aber, daß dieses der Nahme des Landes sey, welcher sich seitdem erhalten hat. Die jetzige Bevölkerung von Quebeck ist 15,000 Seelen (nach der letzten Zählung 20,000).

4.

Bemerkungen über Montreal.

Schon am 3. August 1818 schifften wir uns auf dem Dampfboote Telegraph nach Montreal ein, wo wir am 5. des Morgens ankamen, und gegen einen reißenden Strom in 36 Stunden 180 Englische Meilen zurück gelegt hatten. Hier rieth man uns, in Nieder-Canada zu bleiben, und der Entschluß meines guten Vaters wankte, bis wir, seine Söhne, ihn bestimmten, seinem ersten Vorsatze treu zu bleiben. Hier war es, wo wir uns von unserm braven Capitän Blake trennten, der Jedermann in unserer Reisegesellschaft so freundlich und wohlwollend behandelt hatte.

Je näher wir Montreal gekommen waren, je dünner wurde die Bevölkerung am Ufer, und von der Stadt der drey Ströme (trois rivières), 90 Meilen von Quebeck an, verlor der Fluß seine schnelle

Strömung. Die Stadt liegt in der Gabel des Lorenz- und Moritz-Flusses. In der Mündung des letztern theilen zwey kleine Inseln den unbedeutenden Moritz-Fluß in drey Arme. Es ist daselbst eine große Eisengießerey, deren Eisen besser ist als das Englische, aber nicht so gut als das Schwedische. Die Zahl der Einwohner ist jetzt 2500. Die Dampfboote legen hier jedes Mahl an, um Passagiere oder Güter ein- oder auszuschiffen, und nehmen hier auch frisches Feuerungs-Material an Bord.

Hinter dieser Stadt gelangten wir in den See St. Peter; ein weites, aber nicht sehr tiefes Becken des Lorenz-Flusses. Unsere Dampfräder wühlten, weil der Steuermann die beste Linie verfehlt hatte, den Schlamm im Beete des Flusses auf.

Hundert und fünf und dreyßig Meilen von Quebeck liegt in der Gabel des Chamblois und Lorenz-Flusses die kleine Stadt Sorrel oder Wilhelm Heinrich, in nördlicher Breite 45 Grad 50 Min. und in westlicher Länge 73 Grad 20 Min. Die Stadt hat 1500 Einwohner und hübsche Straßen, aber noch manche leere Bauplätze.

Näher bey Montreal liegt das freundliche Dorf Berthier, um welches viele Gutsherren Französischen Adels, deren Vorfahren hierher einwanderten, ihre Landsitze liegen haben.

Die Stadt Montreal ist an der Südseite der Insel Montreal 45 Grad 31 Min. N. B. und 73 Grad 35 Min. W. L. gelegen, unregelmäßig gebaut, hat 2200 Häuser und 15,900 (nach der jüngsten Zählung 25,000) Einwohner. Die Straßen sind sehr eng, und um so unbequemer, da die Auftritte der Häuser sich drey bis vier Fuß in die Straße erstrecken, daher ist die eigentliche Straße bey feuchter Witterung sehr schmutzig. Die Häuser sind von Kalksteinen gebaut. Die vor dem letzten Kriege gebauten Häuser haben Thüren und Fensterladen von starkem Eisenbleche, um sich gegen häufige Feuersbrünste zu schützen. An den Festtagen ist die Stadt höchst öde. Die neuen Gassen, welche nach den Bergen zu liegen, sind sehr geräumig und haben eine schöne Architectur, aber die katholische St. Marien-Kirche ist im Innern zu sehr mit Schmuck überladen, um schön seyn zu können. Sie kann 3000 Christen fassen, und hat selten in Festtagen einen Sitz leer. Desto prachtvoller ist die dortige Episcopal-Kirche mit ihrem achteckigen Thurme und einem großen Stundenzeiger. Am Sonntage ist die Kirche ungemein voll; vor der Thür steht ein Kirchendiener im Ornat, und zeigt nach der Kleidung des Kommenden jedem die Emporkirche, wo er nach seiner mehr oder weniger anständigen Kleidung seinen Platz finden soll. Die Gallerien haben die Form eines Halbmondes, und werden von Korinthischen Säulen getragen. Eben so schön ist die im Jahre 1820 erbaute Me-

hodisten-Capelle, deren Gallerie vollkommen rund ist, auf glatten Pfeilern ruhet, und nächst der Bank das schönste Gebäude der Stadt ist. Gleiche Schönheit biethen das Gerichtshaus, das Gefängniß und der Parade-Platz an. — Im dortigen katholischen Seminarium leben 120 Studenten, und es kleiden sich diejenigen, welche Theologie studieren, in schwarze Seide oder Bombassin, dagegen die andern Studierenden blaue Fracks mit weißen Aufschlägen tragen. In den Baracken finden 1000 Mann Quartier. Bey der Statue des Nelson's auf dem Neumarkte ist merkwürdig, daß der Held sein Gesicht nach dem Gerichtshause und nicht nach dem Flusse kehrt. Das ausgestorbene Kloster der Recollecten ist jetzt die Hauptwache. Übrigens hat die Stadt drey Nonnenklöster, welche sich durch ihre Sittlichkeit und in der Erziehung des weiblichen Geschlechtes auszeichnen. Doch scheinen Nonnenklöster in einem Lande sehr überflüssig zu seyn, wo die Bevölkerung so gering ist, und selten ein Frauenzimmer unvermählt bleibt.

Eine Dampf-Maschine treibt das Wasser 100 Fuß höher, als die Fläche des Flusses, nach dem Hügel der Citadelle hinauf. Die Röhren liegen so tief, daß das Wasser niemahls darin gefrieren kann. — Die Stadt hat zwey Banken, welche mit solcher Vorsicht ihr Geschäft treiben, daß sie den vereinigten Staaten, wo man sehr leichtsinnig im Bankwesen verfährt, zur Nachahmung empfohlen werden können.

Für die Literatur ist durch eine ausgesuchte sogenannte Montreal-Bibliothek von 8000 Bänden, und zwey mit dem Neuesten wohlversehene Lesegesellschaften, nebst einem Dutzend Zeitungen in Englischer oder Französischer Sprache, gesorgt. Die körperliche tägliche Nahrung liefern zwey stets wohlversehene Marktplätze.

Unstreitig ist Montreal die erste Handelsstadt in Canada, in einem Kriege der Engländer mit den vereinigten Nord-Amerikanern kann sie jedoch leicht von den letzteren genommen werden. Es leben hier ungefähr aus den Freystaaten 1500 Köpfe, deren Religion die Politik, und deren Gott ihr goldener Adler ist. (Münze an Werth von 10 Dollars.)

Zwischen dieser Stadt und Quebeck sind stets sieben Dampfboote in der Fahrt, von denen fünf die Größe einer Fregatte von 40 Kanonen haben. Sie enthalten für die Passagiere jede mögliche Bequemlichkeit, und jedes Cabinett zwey Reihen von Bettstellen mit weichen Betten und Vorhängen, welche man niederlassen kann. Die Frauenzimmer haben ein besonderes Cabinett, worin sie schlafen, aber übrigens in dem großen Gesellschaftssaale mit der übrigen Gesellschaft speisen. Die Tafel und die Bedienung sind prachtvoll. Für

die Fahrt, das Quartier und die Nahrung zahlt jeder Passagier von Quebeck nach Montreal 3 Pf. St., und von Montreal nach Quebeck 2 Pf. 10 Shillinge. Gemeine Reisende, welche sich in dem Raume am Steuer aufhalten, müssen sich selbst beköstigen, und zahlen dann nur 10 Shillinge. Die größten Lasten werden jetzt zwischen den beyden großen Städten Canada's fast einzig durch Dampfboote fortgeschafft. Dagegen sind die Schiffswerfte zu Montreal unter aller Kritik, und die Polizey sorgt nicht einmahl dafür, daß diese Gegend von Unflath frey bleibe.

5.

Wasserreise bis York.

Am 18. August schifften wir uns nach La Chine ein. Es hatten uns aber bereits in Montreal ein und dreyßig Familien verlassen, welche vorzogen, sich zu Perth, 140 Meilen nordwestlich von Montreal, niederzulassen.

Weil der Lorenz-Fluß gleich hinter Montreal so reißend wird, so ist es unmöglich, in gewöhnlichen Schiffen weiter hinaufzufahren; weßwegen man sich auf Fahrzeugen mit flachem Boden und spitzem Ende von dünnen Tannenbretern einschifft. Diese Boote pflegen 40 Fuß lang und in der Mitte 6 Fuß breit zu seyn. Die Führung desselben haben vier Matrosen und ein Steuermann. Sie nehmen ungefähr 10,000 Pfund Fracht an Bord, haben Masten und Segel, sechs neunfüßige Stangen mit eisernen Spitzen, einen Anker und das nöthige Kochgeräth. Alle Güter zwischen Ober- und Nieder-Canada werden auf solchen Booten fortgeschafft; auch machen gemeiniglich vier oder fünf derselben die Reise gemeinschaftlich, und pflegen, wenn sie im See St. Louis ankommen, welchen die Mündung des Ottaweis oder des großen Flußes in den St. Lorenz-Fluß bildet, bey günstigem Winde die Segel bis Cascades aufzusetzen.

Zu Cascades hat die Regierung einen kurzen Canal anlegen lassen. Bis dahin gelangt man durch Schleußen mit großer Anstrengung der Bootsleute nach den Cedern. Oft müssen sie sogar, im Wasser stehend, das Boot durch die dampfenden Wasserfälle ziehen. Wegen dieser schweren Arbeit brauchen sie gemeiniglich zur Fahrt von 120 Englischen Meilen zehn volle Tage, und trinken tüchtig Branntwein. Die vier Hauptwasserfälle zwischen Montreal und Prescott heißen: die Cedern, die Cascaden, Coteau du Lac und

Long = Sault (der letztere ist 9 Meilen lang), zu dessen Durchfahrt man gemeiniglich, wenn man den Strom hinauf fährt, einen Tag, und wenn man hinabschifft, 15 Minuten zu brauchen pflegt.

Weil 140 unserer Anbauer von La Chine in sogenannten Canadischen Durham = Booten zu schiffen beschlossen, so begleitete solche mein Vater mit seiner Familie in einem erbärmlichen Fahrzeuge. Damit unsere Mutter und unsere kleinen Geschwister etwas mehr Raum in ihrer Schlafstelle haben möchten, pflegte ich mich mit meinem Bruder am Ufer unter freyem Himmel niederzulegen. An einem Abende bathen wir und drey andere Reisegefährten einen Landmann, uns zu erlauben, in seiner Küche auf dem Boden zu schlafen, welches er uns abschlug, und als wir uns in seinem offenen Stalle auf Stroh niederlegen wollten, verweigerte er uns auch hier das Nachtlager. Wie viel menschlicher ist dagegen in meinem armen Irland selbst der dürftigste Taglöhner, der niemahls einem Fremden Obdach, und selbst Almosen, wenn er etwas hat, versagt.

Am 1. September hatten wir endlich die sauere Fahrt von 120 Meilen zurückgelegt. Am neunten Tage dieser schwierigen Reise erlangten wir mit Mühe, als wir auf einem Spaziergange durch den Wald uns verirrt hatten, von einem Landmanne die Erlaubniß, auf dem Boden seiner Küche zu schlafen. Aber diese Unfreundlichkeit ist die Folge der schlechten Behandlung, welche die Waldbewohner von manchem reisenden Einwanderer in Ober = Canada zu erfahren gewohnt sind.

Alle Landleute von Montreal bis Prescott, an der ersten Hälfte des Weges, sind Abkömmlige der Franzosen, und wohnen in elenden Hütten, welche im Innern reinlich, so wie die Bewohner zwar arm sind, aber doch nicht klagen. Längs der andern nach Prescott gelegenen Hälfte wohnen dagegen meistens eingewanderte fremde Irländer. Sechs und sechszig Meilen westlich von Montreal trennt der Lorenz = Fluß Ober= und Nieder = Canada. Bey Prescott liegt Ober-Canada am nördlichen Ufer; der Staat Neu = York am südlichen. Das Kirchdorf Point = Clear liegt nur 18 Meilen von Montreal, und hat 100 katholische Einwohner. Es ist das einzige schmutzige Dorf in ganz Nieder = Canada.

Das Dorf bey den Cedern wird von wenigen Handwerkern bewohnt. — Zu Coteau du Lac findet man zwar wenig Häuser, aber doch einen Militär=Posten mit einem Fort zur Beschützung des Handels auf dem Flusse. Der Marktflecken Cornwall, 86 Meilen von Montreal, hat zwar nur 50 Häuser und 200 Einwohner, ist aber der Sitz des Criminal=Gerichtes für den östlichen District.

Zu Prescott, mit 150 Einwohnern, liegt das Fort Welling-

ton. Von hier aus schifft man abermahls auf dem Flusse bis zum Niagara-Fall.

Am 3. September schifften wir uns auf dem kleinen Schooner Caledonia nach York ein, und legten die 250 Meilen bis dahin in sechs Tagen zurück.

Sehr wild sind die Ufer des Lorenz-Flusses zwischen Prescott und Kingston, aber mahlerische Aussichten bildet der See der tausend Inseln, dessen nördliche Ufer mit Landgütern und kleinen Hütten reichlich besetzt sind. Auf diesen Inseln trifft man jedoch keine Bewohner an.

Gegen Prescott über liegt in dem Lande der vereinigten Staaten die Stadt Ogdensbourgh, und 12 Meilen höher hinauf das so reitzend am Canadischen Ufer gelegene schöne Dorf Brockeville mit vielen wohlbestellten Landsitzen in der Nähe, welche sich hinter dem Dorfe auf den Höhen erheben. Die Häuser des Dorfes sind zwar von Holz, aber geschmackvoll angemahlt; höher als das Dorf liegt das dortige Gerichtshaus. Noch fehlt dem Orte mit 150 Häusern eine Kirche.

Sieben und sechszig Meilen von Prescott und 79 Meilen von Brockeville liegt die 1784 erbaute Stadt Kingston im 44 Grad 8 Min. N. B. und im 76 Grad 40 Min. W. L. Kingston ist der Hafen Ober-Canada's, und wird durch das Fort Friedrich vertheidiget. Im hiesigen Hafen sah ich das Linienschiff St. Lorenz von 102 Kanonen mit andern Kriegsschiffen. Noch hat die Stadt nicht mehr als 4000 Einwohner, und vor der letzten Zählung nur 2336. Alle Straßen sind regelmäßig, aber keine ist gepflastert. Kingston hat nahe am Ontario-See eine vortheilhafte Lage. Der See Ontario wechselt in der Tiefe von 3 und 400 Faden, und hat, wie alle eingeschlossenen Seen der Schifffahrt gefährliche Stürme; alle diese Seen haben die Merkwürdigkeit, daß sie ungefähr alle 35 Jahre etwa sieben Fuß Höhe ersteigen, ungeachtet sonst das Wasser nur acht bis zehn Zoll zu steigen und zu fallen pflegt. Die Ursache dieser Naturerscheinung ist noch nicht ergründet worden.

Der Sitz des Statthalters von Ober-Canada ist zu York, nördlich am Ontario-See im 43. Grad 33 Min. N. B. und im 79. Grad 20 Min. W. L. Die kleine Halbinsel Gibraltar-Point bildet daselbst in der Mündung des Don einen schönen Hafen, doch besitzt die Stadt keine Festungswerke. Den Hafen decken eine Batterie und zwey Blockhäuser, und die Garnison liegt in einer Baracke außer der Stadt, welche erst seit 1793 gebaut worden ist, und schon 3000 Einwohner, und vor der letzten Zählung 3336 hatte. Die meisten öffentlichen Gebäude sind zwar noch von Holz, aber dennoch sehr

bequem. Ein wesentlicher Fehler der Stadt ist ihre niedrige Lage, weil sie auf angeschwemmtem Grunde erbaut worden ist; daher herrschen hier Sumpffieber.

6.

Reise bis zur Niederlassung im Districte London.

Durch den Oberst Thomas Talbot, der sich vor 30 Jahren in Canada in einer Wildniß von 100,000 Acker Landes niedergelassen hatte, und jetzt zu Port-Talbot eine herrliche Niederlassung besitzt, wurde mein Vater mit seinen Gefährten bestimmt, sich im Districte London niederzulassen. Talbot ist ein Sonderling, der die Einsamkeit liebt, und dem schönen Geschlechte so abgeneigt ist, daß er mehrere Jahre im Anfange seiner Niederlassung, um sich von keiner Weiblichkeit bedienen zu lassen, seine Kühe selbst melkte, Butter machte, und alle Arbeit der Küche und Hausreinigung selbst verrichtete. Auf seinem Landsitze lebt er ohne alle Gesellschaft; nur reiset er jährlich zwey Mahl nach York, als Mitglied des gesetzgebenden Körpers von Ober-Canada, und besucht alle 5 bis 6 Jahre England.

Am 11. September reiseten wir mit dem nähmlichen Schooner, der uns nach York gebracht hatte, zu Wasser nach dem 40 Meilen entfernten Niagara, und wieder 7 Meilen bis Queenstown zu Wasser, dann 36 Meilen nach Fort Erie; und 116 Meilen nach Port-Talbot zu Wasser, und von dort zu Lande 34 Meilen nach London. Später erfuhren wir, daß, wenn wir bis zur Spitze des Ontario-Sees geschifft wären, und 90 Meilen zu Lande gemacht hätten, wir schneller und wohlfeiler dahin hätten gelangen können.

Da ich der Wasserreisen müde war, machte ich persönlich die Reise zu Lande von York nach Port-Talbot, und fand neben dem Wege überall bewohntes Land, obgleich der Boden leicht und sandig war. Gefährlich ist das Schiffen oder das Durchreiten der zwischenliegenden Ströme.

Am Ufer des Flusses Ouse, 20 Meilen von Dundas, kam ich durch verschiedene Dörfer der sechs Nationen der Indianer. Ihr Land ist höchst fruchtbar. Sie haben seitdem manche Wilden, welche von den Amerikanern vertrieben wurden, in ihr Gebieth aufgenommen, welches an jeder Seite des Flusses 6 Meilen breit ist, und wenn sie gleich einige Districte an neue Anbauer verkauft haben, so haben sie doch noch Raum für eine halbe Million civilisirter Menschen. In einem der Dörfer fand ich eine hübsche Kirche mit einem eigenen Geistlichen; wenn aber dieser abwesend ist, so verrichtet den Gottesdienst

ein gewesener Wilder, Doctor John genannt; ich traf ihn an einem Sonntage bey dem Wetzen seines Tomahawk. Ich wollte, sagte der Doctor, heute Gottesdienst halten, aber ich verlor meine Brille in voriger Nacht, die ich fröhlich zubrachte, und kann daher nicht eher predigen, bis mein Nachbar, der Krämer Smith, neue Waare von Montreal erhalten hat. Auf meine Frage, ob er denn nicht im Stande sey, auch ohne ein Buch zu predigen, erwiederte er: O ja, dazu wären wir wohl im Stande; da wir aber keine Methodisten sind, so predigen wir nicht, wie die Thoren, ohne ein Buch. Wäre in unserer Kirche das Predigen aus dem Stegreife gebräuchlich, so könnten wir in der Beredsamkeit die Methodisten-Prediger eben so übertreffen, als sie uns im Selbstdünkel und in der Eitelkeit übersehen. Da wir aber eine höhere Erleuchtung besitzen, und es wissen, wie leicht die schwache menschliche Natur sich irren kann, so studieren wir mit Sorgfalt unsern Gegenstand, ehe wir solchen in der Predigt behandeln. Ich bemerkte, daß jener Doctor ein sehr eitler Mensch war, und empfahl mich ihm mit der Überzeugung, wie schlimm es ist, wenn der Mensch, der Andere unterrichten soll, von der Eitelkeit, Alles zu wissen, nach der Weise der Amerikaner, geplagt wird; denn Eitelkeit ist der herrschende National-Fehler aller weißen und braunen Menschen dieser Hemisphäre.

Jenseits des großen Flusses (Ouse) wird das Land sehr mahlerisch; zwar ist es nur wenig angebaut; denn es fehlt diesen Ebenen an nahem Bau- und Brennholze, und auch an Wasser, weßwegen sie noch lange unbewohnt bleiben dürften. Dennoch trifft man um Long-Point, ungeachtet seiner großen Ebenen, in der Nähe einige Bevölkerung an der Landstraße, aber elende Wirthshäuser.

Am 15. September erreichte ich Port-Talbot. Nachdem ich hier von einem reisenden Frauenzimmer ausgefragt worden war, woher ich käme, und wohin ich wolle, und dieß beantwortet, aber auch hinzu gefügt hatte, daß ich Freunde erwarte, um mich nördlich in der Nähe niederzulassen, erklärte sie mir: „Sie fürchte, daß meine Hoffnung, mich mit meinen Verwandten dort niederzulassen, vergeblich sey. Alles hätte ich indessen nicht verloren; denn sie hätte vor wenigen Stunden auf dem Wege hierher meinen Bruder gesund, aber unglücklich gesehen.“ Da stand sie auf, und erzählte in einem andern Zimmer der Wirthinn: „Um 8 Uhr heute Morgens begegneten wir einer Caravane junger Europäer, und unter diesen einen Jüngling, der des Fremden Bruder zu seyn scheint. Jene Caravane enthielt Alles, was von den Passagieren des an der Küste der vereinigten Staaten gestrandeten Schooners übrig blieb.“ Da mich dieses sehr ergriff, so erlangte ich von ihr noch folgende fernere Auskunft: „Am

19. September um 3 Uhr Nachmittags sah ich, daß ihre Freunde sich zu Port-Erie einschifften. Die dortigen Einwohner waren sogleich wegen der Überfüllung des Schiffes mit Passagieren besorgt; das Wetter war stürmisch und der Führer des Schiffes ohne Erfahrung. Einige Tage nachher erfuhr man zu Port-Erie, daß das Schiff am 21. September Morgens an der Küste der vereinigten Staaten gestrandet sey, auch daß ein Schooner aus New-York die wenige gerettete junge Mannschaft nach Canada hinüber geschifft habe." Ich eilte nun sogleich der Reise-Gesellschaft entgegen, und erfuhr von meinem Bruder, den ich bald antraf, daß sie zwar Schiffbruch gelitten hätte, daß aber nur eine Miß Lewis in Folge eines Erkältungsfiebers gestorben sey, alle Übrigen aber gerettet worden wären, und nur auf ein Schiff zum Übersetzen nach Canada warteten.

In den letzten Tagen des Octobers brachte mein Vater seine Familie nach Westminster, welches nur die Themse von London trennt, woselbst wir wohnen wollten.

Jener District London liegt 24 Meilen nördlich vom See Erie, 927 Meilen vom Atlantischen Meere, 607 Meilen von Quebeck, 618 Meilen von New-York und 125 Meilen von York entfernt. Es stoßt daran: im Osten der District Oxford, welcher seit 23 Jahren bevölkert ist; im Süden der seit 12 Jahren bevölkerte District Westminster; im Südwesten der District Delaware; im Westen der District Lobo und im Norden und Norwesten volle Wildniß.

Am 1. November 1818 wohnte hier noch kein Sterblicher. Der nördliche Arm der Themse bildet östlich die Gränze dieses Districtes, und der südliche Arm die Gränze des Districtes Westminster; aber fast jedes Loos hat seinen eigenen Bach zur Bewässerung. Die Fruchtbarkeit des Districtes ist anerkannt.

Der District bildet ein Viereck, und hat 16 Abtheilungen (Townships), jede von 6400 Acker. Jede Abtheilung hat wieder 32 Loose, jedes von 200 Acker. Zwischen 2 Loosen liegen immer 66 Fuß frey für den Weg. Diese mit 7 Seitenwegen gleicher Weite und in gleicher Entfernung von einander bilden die sämmtlichen Wege eines Districtes.

Am 26. October reisete ich und mein Bruder mit 6 Mann, welche Lebensmittel und Äxte zum Fällen der Bäume mit sich führten, von Westminster mit einem Führer nach London, um auf dem besten Platze des Looses ein Haus zu errichten. Mein Vater hatte eine Einweisung von 1200 Ackern erhalten. Wir hatten also viele Auswahl von Bauplätzen, und bestimmten nach langer Wahl, uns auf dem zweyten Loose der sechsten Abtheilung niederzulassen, und wählten dann einen Platz, um dort in der Nacht zu bleiben, wo

wir ungefähr 9 Meilen von der nächsten Wohnung entfernt waren. Endlich trafen wir einen alten verlassenen Indianischen Wig-wam, und blieben über Nacht in dieser kleinen Hütte, nachdem uns unsere Zunderbüchse ein gutes Feuer geliefert hatte. Unsere Abendmahlzeit nahmen wir auf dem Stumpfe eines abgehauenen Baumstammes ein, und wickelten uns dann in unsere Decke, um ruhig zu schlafen. So brachten wir, indessen einer von unserer Gesellschaft wechselsweise das Feuer unterhielt, unsere erste Nacht auf unserm Landsitze in Amerika zu. In der Morgendämmernng erwachten wir, weil heulende Wölfe ein unglückliches Reh in unserer Nähe verfolgten. Ihr Heulen glich den Bellen der Fuchshunde. Unsere am Tüder gefesselten Pferde hatten sich losgerissen und alles mitgebrachte Brot verzehrt, was wir mit Mühe 12 Meilen durch Sümpfe nnd Wälder geschleppt hatten. Glücklicher Weise hatte ihr Appetit die Kartoffeln verschmäht, welche uns nun zum Frühstücke dienten.

Bis zum 1. December erbaueten wir ein 46 Fuß langes und 21 Fuß breites Haus, in welches am 2. December unsere Familie einzog. Bis dahin wohnten wir in dem elenden Wig-wam voll Zugluft, und konnten, auf trocknem Lande liegend, beliebig auf unserer Schlafstelle Observationen am Horizont anstellen; wir saßen am Tage auf dem nähmlichen Block, der Nachts unser Kopfkissen bildete, waren jedoch voll Hoffnungen, einst hier alle Bequemlichkeiten des Lebens als Lohn unseres Fleißes, zu ernten.

7.

Fernere Topographie von Ober-Canada.

Wenn ein Reisender von York nach Amersburgh, der westlichsten Stadt in Ober-Canada reiset, so trifft er auf diesen 326 Meilen nur wenige kleine Dörfer an. Die bedeutendsten derselben sind: Dundas, 50 Meilen von York, Ancaster, 3 Meilen von Dundas, und Burford, 28 Meilen von Ancaster. Doch haben alle drey nur 600 Einwohner. Längs diesem Wege sieht man aber die fruchtbarsten Ländereyen im Brittischen Nord-Amerika.

Vierzig Meilen westwärts von Dundas fängt die große Talbotstraße an, welche durch die Herrschaft Talbot nach dem See Erie läuft. Diese Herrschaft umfaßt ungefähr 1½ Million Acker. Die Talbot-Colonie liegt zwischen dem 42. und 43. Grad N. B. und zwischen dem 80. und 81. Grad W. L. Ein Seitenweg führt von Dundas nach Niagara, jetzt Fort George, dann längs dem Flusse

Niagara nach Queenstown und Fort Erie in einer Länge von 86 Meilen.

Jenes Fort liegt an der Ostseite des Niagara, und wurde im letzten Kriege mit Amerika, verbrannt; hat aber jetzt schon wieder 700 Einwohner. Es ist das hübscheste Dorf in der Provinz, außer Brockville, und wird in den Sommermonathen von der Modewelt stark besucht.

Am blühendsten ist der Anbau des Landes zwischen Fort George und Que^nstown; nur hat man auch hier noch die Felder mit todtem Holze eingefriediget.

Queenstown liegt am Fuße eines hohen Hügels, sieben Meilen von Niagara, und hat 300 Einwohner, eine Kirche und ein Gerichtshaus, und Magazine für die Regierung und für die Indianer. Von hier findet eine starke Durchfahrt von Gütern nach dem Westen Canada's Statt.

Die Niagara-Fälle liegen ungefähr sieben Meilen von Queenstown an der Straße zwischen den Seen Erie und Ontario. Der Fall wird in allen Reisebeschreibungen Canada's beschrieben. Ich besuchte ihn zum ersten Mahl an einem schönen Septembertage, als die Hitze und der Biß der Mosquitos beträchtlich nachgelassen hatten. Bis eine Meile vom Niagara-Falle war der Horizont trocken und rein. Als ich aber näher kam, wurde die Luft finster und die Erde schien zu zittern; die Atmosphäre wurde feucht. Als ich die schroffen Hügel erstiegen hatte, durch welche sich der edle Strom windet, sah ich, daß Berge von Wasser das erschrecklichste Getöse und Dampfwolken ausstießen. — Ich erblickte mannigfaltige glänzende Regenbogen, Wolken und Felsen, welche sich über den tobenden Abgrund verbreiteten, und Urwälder, welche Perlen zu träufeln schienen und durch die Strahlen der Abendsonne glänzender als Krystall waren. Bis die Sonne völlig untergegangen war, erfreute ich mich an dem seltenen Schauspiele, das nach Aufgang des Mondes neue Schönheiten darboth, nachdem sich der Wind gänzlich gelegt hatte.

Die Umgebung des Sees Erie ist ungefähr 300 Fuß höher als das Gebieth des Sees Ontario. Der lange Bergzug, der beyde von einander scheidet, ist an mehreren Stellen fast lothrecht steil. Der Berg fängt am nördlichen Ufer des Sees Ontario an, umgibt diesen See nordwestlich, wird von der Landstraße von York nach Amersburgh durchschnitten, und läuft dann östlich, bis er den Fluß Niagara einschließt.

Personen, welche diesen Fall besuchen, pflegen ihr Quartier in einem nahen Dorfe von zwölf Häusern zu nehmen. Von dem Balkone eines der dortigen Wirthshäuser übersieht man den soge-

nannten Horse-Shoe-Fall (Hufeisen-Fall) und die Insel, welche den Fluß in zwey Ströme theilt. Von diesem Hause ab führt ein schwieriger Fußpfad bis an den Rand des Flusses, und zu der Stelle, wo vormahls der Tafelfelsen stand. Der Fluß hat den See Erie zwanzig Meilen oberwärts des Falles verlassen, und ist schon drey Meilen vor dem Falle in stäter heftiger Bewegung; aber dieser reißende Strom erlaubt dennoch den Booten, die sich in der Mitte halten, auf der Ziegen-Insel zu landen, welche vor dem Falle liegt.

Von dem noch stehenden Theil des Tafelfelsens sieht man die mit vielen Bäumen bedeckte Ziegen-Insel, und die reiche Scene unterwärts des Falles mit dem schwächern Wasserfalle Fort-Schloper jenseits der Zieneninsel.

Bis nahe unter den Fall wagen sich die Canadischen Fischerboote, weil gerade diese Strecke des Wassers eben so reich an Fischen, als das Ufer an Schlangen ist. Die ganze Breite des Falles mit Inbegriff der Inseln ist 1335 Englische Ellen *). Der eigentliche Wasserfall an der Canadischen Seite hat eine Breite von 600 Englischen Ellen. Derjenige an der Amerikanischen Seite 350 Ellen, und der kleinere mittlere Fall etwa 140 Ellen. Man rechnet, daß dieser Sturz in einer Minute 169,344,000 Gallonen Wasser liefert.

Jetzt wird die sogenannte Ziegen-Insel nicht mehr bewohnt. — Bisweilen hört man den Wasserfall bey stillem Wetter auf der Höhe zu Burlington. Die Ufer unterwärts des Wasserfalles beweisen klar, daß vormahls der Fall weiter vorwärts gelegen war, und daß er in der Zeitenfolge sich immer mehr rückwärts ziehen wird.

Zwischen dem Wasserfalle und dem Fort Erie liegt nur ein kleines Dorf mit einigen Militär-Magazinen und Wirthshäusern am westlichen Ufer des Flusses Welland und nahe dabey das kleine Fort Chippawa.

Im letzten Kriege mit Amerika wurde das Fort Erie am See Erie sehr erweitert, und hat jetzt eine starke Batterie auf dem 1100 Yard vom Schlangen-Hügel gelegenen alten Fort. Der See Erie liegt zwischen dem 41. und 43. Grad N. B., und im 79. und 82. Grad W. B. Der See ist 231 Meilen lang und 63½ Meile breit, und hat wenige und sehr unsichere Häfen bey einer Tiefe von höchstens 40 Faden.

Long-Point oder das nördliche Vorgebirge ist ein schmaler Strich Landes, der sich östlich von Walsingham ab zwanzig Meilen lang in den See erstreckt, aber nirgends über 180 Yards breit ist.

---

*) Yards. Der Yard hat 3 Fuß.

Zu Turkey-Point findet man ein neu angelegtes Schiffswerft, und von da bis Amersburgh, drey Meilen von der Mündung des Flusses Detroit am östlichen Ufer, ist die Gegend sich stets gleich. Die Stadt hat ungefähr hundert Häuser.

Vierzehn Meilen jenseits Amersburgh liegt die Stadt Sandwich von sechszig Häusern, mit einer Kirche und einem Gerichtshause in einer schönen Gegend gegen die Amerikanische Stadt Detroit über. Jenseits dieser Stadt bis zum See St. Clair hört, so gut der Boden auch ist, alle Cultur desselben, außer bey den Handelsposten der nordwestlichen Handels-Gesellschaft im Innern, auf. Jener See bildet einen Halbkreis von 30 Meilen Diameter.

Der See Michigan liegt zwischen dem 42. und 45. Grad N. B., und dem 85 und 87 Grad W. L., ist 262 Meilen lang und 55 Meilen breit.

Der See Huron liegt zwischen dem 43. und 47. Grad N. B., und dem 80. und 85. Grad W. L., ist 218 Meilen lang und 101 Meilen breit.

Der Obersee liegt zwischen dem 46. und 48. Grad N. B. und zwischen dem 85. und 93. Grad W. L., ist 381 Meilen lang und 161 Meilen breit.

Dagegen ist der Waldsee sehr klein, und sein nordwestlicher Winkel 1826 Meilen von Quebeck entfernt.

8.

Fortsetzung der Topographie von Ober-Canada.

Ober-Canada liegt zwischen dem 42. und 45. Grad N. B., und dem 73. und 95. Grad W. L. Die Gränze mit den vereinigten Staaten von Amerika fängt durch eine angenommene Linie beym Dorfe St. Regis, 55 Meilen von Montreal, an, läuft gerade mit dem 45. Grad N. B., und hernach in der Mitte des Lorenz-Flusses, des Sees Ontario, des Flusses Niagara, des Sees Erie, durch den Huron, Ober- und Langen-See und durch die Mitte der ferneren Seen- und Wasser-Communicationen bis zum nordwestlichen Winkel des Waldsees, und von da westlich vielleicht bis zum Mississippi. Die nordöstliche Gränze bildet der große Fluß (Ottawais), welcher hier Ober-Canada von Nieder-Canada trennt. Nach Westen und Nordwesten reicht idealisch die Gränze von Ober-Canada bis zum nördlichen und stillen Ocean. Im Norden läuft eine idealische Gränze zwischen Ober-Canada und dem Gebiethe der Hudsons-Bay-Gesellschaft.

Ober-Canada hat jetzt eilf Districte, nähmlich den östlichen: Ottawais, Johnstown, Bathurst, Midland, Newcastle, Home, Gore, Niagara, London und den westlichen. Sämmtliche Districte enthalten 25 Grafschaften, und senden mit den Städten York, Kingstown und Niagara 45 Deputirte in das Parlament von Ober-Canada.

Jedermann, vom 16. bis zum 45. Jahre dient in der hiesigen Land-Miliz, welche allein in Ober-Canada 56 wohldisciplinirte Regimenter befaßt. Jedes derselben hat 300 bis 500 Mann ohne die Officiere, und die ganze Miliz ist etwa 22,000 Mann stark. Die ganze Bevölkerung dieser Provinz übersteigt nicht 150,000 Seelen; Manche schlagen aber solche weit höher an.

Die ganze Provinz hat übrigens nur drey Kriegshafen, nähmlich: Kingstown, Grand-River-Ouse und Pentanguishine. Jeder dieser Hafen hat seinen Capitän, Lieutenant, Wundarzt und Magazin-Aufseher.

Von Quebeck bis Montreal und Kingstown sieht man überall bebautes Land und eine Menge Gewässer. Nur an den Befriedungen nimmt man es wahr, daß man sich nicht mehr in Großbrittannien befindet, wo solche sämmtlich mit grünen Hecken eingefaßt sind. Man sieht nirgends Ruinen einer andern Vorzeit, welche die Menschen geschaffen hatten, und überall Urwälder, wo die Axt nicht aufgeräumt hat.

Ober-Canada ist ein ebenes Land, aber noch voller Urwälder. Ich denke aber, daß die hier so schnell mögliche Verwandlung derselben in Landgüter mit Kirchen und Schulen, allen Bequemlichkeiten des Lebens und Übungen des Christenthums einen erfreulichern Anblick bilden, als die Greisen-Cultur Europa's mit verfallenen Ritterschlössern, Abteyen und schönen Gemählde-Sammlungen. Die Ober-Canadier finden sich glücklich auf dem fruchtbarsten Boden der Erde, da sie Alles besitzen, was ihr animalisches Wesen bedarf. An das äußere Verzieren ihrer Landgüter und Häuser denkt noch Niemand; sie essen, trinken und schlafen ruhig. Außer dem Niagara-Fall gibt es wenige Natur-Merkwürdigkeiten; desto mehr aber Felder mit noch nicht verfaulten Baumstumpfen und Einfriedungen von gespaltenen Holzscheitern. Die Landstraßen sind breit, werden aber wenig reparirt. Desto häufiger sieht man hier schlechte Knüppeldämme; sie sind aber weniger gefährlich als anderswo; denn die Rosse und das Rindvieh von Canada verstehen sehr wohl, von einem Knüppel oder Balken auf den andern wie ein Seiltänzer zu springen. Das hiesige milde Clima erlaubt alle Pflanzen zu bauen, die nicht den heißesten Gegenden angemessen sind. Es wandern hier jetzt jährlich im Durch-

schnitt theils aus den Freystaaten, theils aus Europa 8000 neue Anbauer ein *).

Weit mahlerischer und weit bevölkerter ist Nieder-Canada. Die Hauptstraße desselben liegt am rechten Ufer des Lorenz-Flusses, und an beyden Ufern sieht man eine starke Bevölkerung und alles Feld bestellt. Von der Mündung des Flusses an bis dreyßig Meilen jenseits Montreal bestehen die Ufer aus großen Herrschaften, welche die Französische Regierung an diejenigen vertheilte, welche dahin einwandern wollten. Nach den Freybriefen dieser Gutsherren sollten sie auf Verlangen jedem neuen Anbauer, der als ein rechtlicher Mann bekannt wäre, Besitzungen von 200 Äcker anweisen. Dagegen war der neue Anbauer verpflichtet, in bestimmter Frist gewisse Äcker von seinem Loose urbar zu machen, und die Landstraße vor seiner Besitzung zu unterhalten. Jede Landstelle hat am Flusse eine Breite von ungefähr 38 Englischen Ruthen, und ungefähr eine Länge von 1018 Ruthen. Wenn die Gutsherren das am Lorenz-Flusse gelegene Land ausgewiesen hatten, so fingen sie hinter dieser ersten Einweisungslinie eine zweyte an. Da aber jeder Anbauer für die Feuerungs- und Nutzholzbedürfnisse stets an der hintern Gränze 40 bis 50 Äcker des Urwaldes liegen läßt, so scheint Nieder-Canada weit weniger angebaut zu seyn, als es wirklich schon ist. In neuerer Zeit hat man auch überall an den Nebenflüssen gleiche Anbauerlinien angelegt, die zum Theil schon sehr weit von den schiffbaren Strömen entfernt sind. Im Ganzen ist aber der Boden weniger einträglich als in Ober-Canada, und auch in Nieder Canada hört man noch bisweilen den hämmernden Waldspecht, den heulenden Bären, den einförmigen Ton der Älster im Walde. Im ebenen Ober-Canada sind selbst Hügelreihen, mit Ausnahme der einzigen von der Spitze der Quinte-Bay, längs dem nördlichen Ufer des Sees Ontario, bis zu seinem westlichen, selten. Von dort an laufen die Hügel östlich, und umfassen den Fluß Niagara, aber diese Höhe beträgt höchstens 340, und gewöhnlich nur 85 bis 100 Fuß.

Der Ottaweis oder sogenannte große Fluß stürzt sich in den Lorenz-Fluß 30 Meilen oberhalb Montreal; er kann von der Quelle bis zu seiner Mündung durch Boote beschifft werden.

---

*) Da nun außerdem sich die Jugend schnell verheirathet, und der gesundesten Beschäftigung, der Landwirthschaft, sich die große Mehrheit widmet, so ist es kein Wunder, daß die Volksmenge sich ungeheuer schnell vermehrt. Die neuesten Englischen Blätter geben indessen sehr übertrieben die gegenwärtige Bevölkerung von Ober-Canada auf eine Million Einwohner an. Anm. des Übers.

Der Fluß Trent entspringt in der Nähe der sogenannten Flußseen, und stürzt sich nach einem Laufe von 100 Meilen in die Quinte-Bay.

Der große Fluß Ouse stürzt sich in den Erie-See, etwa 40 Meilen vom östlichen Ende des Sees; doch kann er nur auf 50 Meilen von Booten beschifft werden; es liegen aber gerade an seinen Ufern die reichsten und fruchtbarsten Ländereyen, welche bisher noch von den Indianern der sechs Nationen benutzt werden.

Der Fluß Themse entspringt in einem noch unbekannten Lande, und fällt nach einem Laufe von wenigstens 200 Meilen in den See St. Clair. Am Ufer dieses schönen Flusses liegen viele 1000 Acker unangebaueten Landes, welche durch die jährlichen Überschwemmungen des Stromes immer höher und fruchtbarer werden. Hier wächst der trefflichste Indianische Mais; das Erdreich ist jedoch für Weitzen, Hafer und anderes Getreide viel zu fett. Desto besser gedeihen hier Kartoffeln, Öhlsämereyen und Gartenfrüchte. Außer diesen Flüssen durchströmen jeden District von Ober-Canada eine Menge von Flüssen und Bächen, welche der Amerikaner überall creeks nennt.

Am angebautesten ist bisher die Linie von der Gränze Nieder-Canada's an bis zur Spitze der Quinte-Bay, eine Linie von ungefähr 150 Meilen. Eine zweyte schon sehr bevölkerte Anbauerlinie bilden die sieben Meilen am Flusse Niagara vom Fort George bis Queenstown, und eine dritte solche Linie trifft man in der Nähe von Sandwich und Amersburgh. Jeder andere Theil erscheint noch in seiner Kindheit, aber man erblickt überall, wo der Anbau angefangen hat, fröhliche Menschen, welche bey vieler Arbeit sich ihrer Freyheit und der Hoffnung einer bessern Zukunft freuen. Mit jedem Baume, den ihre Art fällt, wächst die Aussicht zu einem bessern Fortkommen. Jedermann arbeitet für sich und seine Familie, braucht keinen Gutsherrn zu fürchten, der die Früchte seines Schweißes mit ihm theilen will, und keine Drohungen fauler Tagelöhner.

Bloß in den Districten Gore, Niagara, London und des Westen trifft man lauter Ländereyen von der ausgezeichnetsten Güte. Zwischen der Stadt York und der Quelle des Ontario-Sees sind an beyden Seiten der großen westlichen Straße die Ansiedelungen sehr zahlreich, und wenn gleich der Boden nicht außerordentlich fruchtbar ist, so ist er doch ziemlich wohl angebauet. Längs dem nähmlichen Wege von der Quelle des Ontario-Sees bis zum Gebiethe der sechs Nationen an den Ufern des Flusses Ouse wird das Land immer besser. In der Nähe von Ankaster gibt es große und vom Walde gereinigte Landgüter, aber dieser Boden ist leicht und san-

dig, und verspricht daher wenig dauernde Fruchtbarkeit *). Vom Flusse Ouse bis nach dem See St. Clair finden Landleute, welche ohne Vorurtheil urtheilen, den Boden so gut als irgendwo in Nord-Amerika. An vielen Orten liegt auf der Oberfläche eine feine schwarze Gartenerde, sechs bis neun Zoll tief auf einem Lager von grauem Klai oder sandigem Lehme ohne alle Steine. In andern Gegenden liegt der Humus von aufgelöseten Pflanzen auf einem gelben Klaiboden, welcher bey feuchter Witterung leicht zusammen backt.

Von den Quellen des Ontario-Sees längs dem Wege nach dem Fort George und Quenstown ist das Land zwar fruchtbarer als zwischen York und Ankaster, aber nicht so gut als nach Westen hin. Herrlich sind alle Districte in der Nähe des Sees Simcoe, und in der Regel überall die neuesten Niederlassungen die fruchtbarsten; aber sie haben keine so gute Wasserverbindung mit den bevölkerteren Theilen Ober-Canada's, und deßwegen achtet man sie weniger. Wo aber auch die Erde die reichsten Ernten liefert, da kann man immer rechnen, daß sie um zwey Drittheile bey so verständiger Behandlung des Bodens, als wie in Großbrittannien üblich ist, mehr einbringen könnten. Überall nimmt man dem Lande, welches zum ersten Mahl cultiviret wird, die ersten all zu üppigen Kräfte durch Weitzen oder Mais in drey oder vier Saaten nach einander; aber man pflügt den Boden erst, wenn das Unkraut zu sehr überhand genommen hat, und hackt ihn bis dahin bloß, weil die vielen Baumstumpfen dem Pfluge ohne Nachhülfe des Spatens zu viele Hindernisse entgegen setzen. An eine Sommerbrache denkt kein Landmann in Canada. Fünfzehn bis zwanzig Ernten nimmt man auf solche Art dem Boden, bis man ihn völlig erschöpft hat, welche bey besserer Pflege, Saatenwechsel und Düngung im Ertrage nicht nachgelassen haben würden.

Man hält in Amerika das Land, welches weiße Wallnuß-Bäume

---

*) Die Fruchtbarkeit des Sandbodens ist gewiß nicht zu verachten, aber er bedarf natürlich vor oder gleich nach jedem neuen Aufbruche mit dem Pfluge Düngung, und überhaupt Wechsel der Saaten. Der Anbauer muß, da er wenig Getreide verkaufen kann, besonders auf Pferdezucht, Melkerey und Anzucht von Schafen und Rindvieh rechnen, d. h.: auf Producte, die eines weiten Transportes fähig sind. Der Hauptfehler der Canadier ist, daß sie zu viel Land bey mangelnder Taglöhnerhülfe bestellen, und daß sie bey der Wohlfeilheit der Landstellen halber Cultur, nicht solche lieber, als reine Wildnisse kaufen.

Anm. des Übers.

(Hiccory) und das härteste Holz trägt, für das allerfruchtbarste. Für Land von zweyter Güte erklärt man die Waldgegenden, welche mit Ahorn, Buchen und Kirschen (Prunus cerasus) bewachsen sind. Wo die Eiche, Ulme und Äsche sich findet, da wächst nach Erfahrung trefflicher Weitzen, aber nicht so reichlich andere Producte der Landwirthschaft. Da, wo Fichten, die Schirlingstanne und Cedern wachsen, achtet man den Boden kaum des Anbaues werth. Man kann aber selten eine große Landstelle erwerben, auf welcher man nicht Bäume von allen diesen Gewächsen zugleich findet, und nimmt daher nur darauf Rücksicht, welche Gattung von Bäumen man am meisten dort findet. Trifft aber einen Landbauer das Schicksal, daß er zwischen hohen Fichten, sich weit ausbreitenden Schirlingsstangen, schlanken Cedern und hochstämmigen Eichen sein Blockhaus erbauen muß, so sinnt er bald darauf, sich eine neue Niederlassung zu verschaffen.

In den westlichen Districten findet man so weniges Holz der Harzbäume, daß, so sehr dieß auch für die Güte des Bodens zeugt, der Mangel daran eine große Unbequemlichkeit der dortigen neuen Anbauer ist.

9.

Detail-Nachrichten über manche einzelne Districte.

An der Gränze zwischen Ober- und Nieder-Canada hat man den Vorzug eines leichteren Absatzes seiner Producte, aber der Boden ist zu feucht und das Clima zu rauh, und zu sehr dem Nachtfrost ausgesetzt; daher ist dort der Weitzen eine ungewisse Frucht, und der Mais wird selten reif, in Folge der frühen Herbstfröste und der späten Frühlingsnachtfröste. Daher ziehen so viele kluggewordene Landwirthe aus den östlichen Districten Canada's nach den westlichsten. Man bauet im Osten zwar wohl so viel als der Haushalt bedarf, hat aber für den Markt nichts übrig *).

Gerade in den unfruchtbarsten Theilen Ober-Canada's legte die Regierung verkehrter Weise ihre Militär-Colonien für entlassene pensionirte Krieger an. Ungeachtet die sie umgebenden Sümpfe der Gesundheit nachtheilig sind, und Getreide und Gurken oft erfrieren,

---

*) Da man auf dem bemerkten Boden eine große Viehzucht und kleinen Getreidebau mit vieler Cultur von Öhlsaaten treiben kann, so ist solcher bey besserem Markte doch den westlichen Niederlassungen vorzuziehen. Anm. des Übers.

so hat doch der eiserne Fleiß dieser braven Menschen durch Beharrlichkeit manche Naturhindernisse besiegt, Wälder ausgerottet und Moräste ausgetrocknet *). In diesem Militär-Districte blühet am meisten das Dorf Perth in Größe und Bevölkerung. Es hat schon drey Kirchen, ein Gerichtshaus und ein Gefängniß, einen Markt und schöne Privat-Häuser. Hier sind die Magazine der Regierung für neue Militär-Colonisten, und viele der in Ruhe versetzten Officiere machen sich hier ansäßig.

Mehrere der ersten Anbauer, welche wir aus Irland mitbrachten, die sich in La Chine von uns trennten, ließen sich in der Nähe von Perth im Districte Goulburn nieder. Sie fanden zwar einen sehr reichen, aber schlecht abgewässerten Boden, sind aber dennoch mit ihrem Schicksale wohl zufrieden. Es pflegen sich in dieser Gegend die neuen Anbauer aus der Ferne gewöhnlich bey einander anzusiedeln, um ihre Freunde nahe zu haben.

Die jetzige Verbindungsstraße zwischen Ober- und Nieder-Canada geht von der Mündung des Ottawais, oder großen Flusses, 120 Meilen bis Nepean, woselbst die Land-Communication beginnt. Wegen eines gefährlichen Wasserfalles des Ottawais wird jetzt ein zwölf Meilen langer Canal auf Kosten der Regierung angelegt. Die große Militär-Straße von Nepean ist bald fertig, und wird dann bald neue Colonien von Anbauern erhalten. Da diese Straße sich weiter von der Amerikanischen Gränze entfernt, so ist sie in Kriegsfällen mit den vereinigten Staaten weit sicherer. Ist diese neue große Straße erst ganz vollendet, so wird sie die Ein- und Ausfuhr Ober-Canada's ungemein verbessern.

Der mittlere District, in welchem die Stadt Kingstown liegt, hat ein mildes Klima und einen ziemlich morastfreyen Boden. Das Land um die Quinte-Bay wäre vortrefflich, wenn nur nicht die Canadische Distel als Unkraut sich so sehr eingewurzelt hätte. Alle Bemühungen, solche auszurotten, sind bisher an den Orten vergebens gewesen, wo sie überall überhand genommen hatte. Dieser District wurde zuerst von aus den vereinigten Staaten ausgewanderten Colonisten bevölkert. Der ganze District hat eine herrliche Handels-

---

*) Die Ziehung sehr vieler Zuggräben bedarf ein solcher Boden, und sobald dem Wasser einiger Abzug verschafft wird, wird sich die idealische Ungesundheit, je stärker die Bevölkerung anwächst, gänzlich verlieren. Die Regierung hat übrigens die Militär-Colonie sehr weise als Vertheidigungspunct wider die Amerikaner nahe an die Gränze gelegt. Anm. des Übers.

lage, ist aber dem Ackerbau nicht sehr günstig, obgleich er 21,000 Einwohner enthält *).

Der District New-Castle hat einen trefflichen Boden und gute Bewässerung durch den Fluß Trent, und ein milderes Klima. Die jetzige Bevölkerung von 10,000 Seelen und der Anbau wachsen daher stark.

Der sogenannte inländische District um die Hauptstadt York hat einen sehr ungleichen Boden. Alles Land um den See Ontario ist leicht, und weit besser um den See Simcoe; nur ist hier der Winter kalt und der Mais geräth mißlich. Die Flüsse Holland, Credit und Humber bewässern diesen inländischen (home) District, und besonders im Flusse Credit fängt man jährlich viele tausend Lachse. Die Zahl der Einwohner ist 14,000.

Einen hügeligen, aber nicht schlechten Boden mit einem milden Klima und vielen Pfirsichbäumen hat der District Gore von 12,000 Seelen. Viele Schotten und Irländer spielen dort die wandernden Krämer.

Der Niagara-District liegt für Handel und Ackerbau günstiger als irgend ein anderer, besitzt mahlerische Natur-Scenen, einen freundlichen Himmel und eine reiche Erde. Im Norden hat dieser District den Ontario zur Gränze, im Süden den Erie-See, im Osten den Fluß Niagara; aber eine unbeschützte Gränze nach den vereinigten Staaten hin. Pfirsiche, Nectarinen, Äpfel und alle Getreide-Arten gedeihen hier gut; aber bey einem etwanigen Kriege mit den vereinigten Staaten wohnt man hier sehr unsicher. Die Zahl der Menschen ist schon 15,000.

Vielleicht hat ganz Amerika keinen üppigeren Boden und schöneres Klima, als die Districte London und des Westens, am Gestade der Seen Erie und St. Clair, von der Mündung des großen Flusses bis zum südlichsten Theile des Sees Huron; aber sie haben geringe Bequemlichkeit, ihren Überfluß abzusetzen, da die Niagara-Fälle die Wasserstraße zwischen den Seen Erie und Ontario unterbrechen. Sie bedürfen folglich der Anlage eines Canals zwischen jenen beyden Seen; alle Pflanzen wachsen dort reichlich, und ihre Früchte sind wohlschmeckend. Der Sommer ist dort äußerst heiß, aber der Winter desto milder. In beyden Districten zählt man bereits 22,000 Einwohner.

---

*) Der Verfasser hat immer das Vorurtheil, daß schwerer Boden, der viel Getreide liefert, überall der werthvollste ist; er ist es aber nur dort, wo man das Getreide theuer verkaufen kann.

Anm. des Übers.

In diesen beyden Districten, und besonders in dem Districte London, gibt es viel Land ohne alle Bäume. In der Regel sind diese Ebenen zwar sandig und haben Wassermangel, aber die Ufer des Flusses Ouse sind dessen ungeachtet höchst fruchtbar. Ein großer Theil der fetten Marschen des Ouse-Flusses gehört den Indianern der sechs Nationen, welche die Nutzung des Landes für eine Kleinigkeit auf 999 Jahre verpachten. Es scheint aber, daß die Regierung diese Pachtungen nicht billiget *). — Die Ebenen von Long-Point sind noch ausgedehnter und besser bewirthschaftet. Zwar kann man sich hier durch Brunnengraben Wasser verschaffen; aber der Mangel an Brenn- und Bauholz ist, bis die Landes-Producte einen höheren Werth, als jetzt, erlangen, ein großes Hinderniß der Cultur in waldlosen Ebenen. In den andern Districten haben diese Ebenen hier und da Strecken von weißen Eichen, Tannen und Pappeln, und zugleich ein parkartiges Ansehen. Nirgends trifft man mehr Reichthum an Blumen, als hier in der Sommerjahrszeit. Nach den Sagen der Indianer hat hier niemahls Holz gestanden, doch hat man hier beym Nachgraben zerbrochenes Töpfergeschirr wenige Zoll unter der Oberfläche gefunden, woraus folgt, daß sie einst bewohnt gewesen sind; aber die Töpferarbeit ist keine Indianische, so roh auch diese Arbeit aussieht.

Die Bäume der Ebene gleichen zwar nicht den Bäumen in den Wäldern. Es ist aber eine bekannte Sache in Ober-Canada, daß, wenn man gewesenes Waldland von neuem mit Wald überwachsen läßt, dort niemahls die nähmliche Baumart wieder aufschlägt, welche vormahls dort wuchs, und daß vielmehr dort Bäume aufschlagen, deren Samen man bisweilen Meilen weit nicht antrifft.

10.

Die sogenannten Hausthiere in Canada.

In der Regel sind die landwirthschaftlichen Thiere in Canada von geringerer Vollkommenheit als im Brittischen Reiche in Europa, aber aus keiner andern Ursache, als weil sie in der Jugend und im

*) Es sollte der Regierung vielmehr willkommen seyn, daß die Indianer ihren herrlichen Boden an civilisirtere Menschen veräußern, wodurch die Auflösung des Indianer-Staates durch Aussterben oder Annahme gleicher Civilisation, als die Anbauer besitzen, befördert wird. Anm. des Übers.

Winter schlechter als in Europa ernährt und verpflegt werden. Die Pferde in Nieder=Canada sind selten über 14 Faust hoch, haben grobe Knochen, dicke Schultern, viele Haare, aber ein festes Horn. Sie können viel arbeiten, und nehmen mit jedem Futter vorlieb. Wenn sie im Sommer nicht arbeiten, so läßt man sie im Walde weiden, woselbst sie den Stichen der Mosquitos ausgesetzt sind. Selten gibt man ihnen im Sommer ein Obdach, das sie einiger Maßen gegen diese Fliegen schützt, und die Winterställe sind in Canada gemeiniglich schlecht, und um so unbehaglicher, da man den Thieren selten eine Streu gibt. Man führt diese aus der Normandie stammenden Pferde häufig nach Westindien aus, weil sie sich bey der dortigen Hitze besser als andere Pferde zu halten pflegen. Die Pferde=Rasse in Ober=Canada stammt von Englisch=Amerikanischer Rasse her, ist aber nicht so dauerhaft in der Arbeit und in der Gesundheit als jene von Nieder=Canada.

Das Hornvieh kommt in beyden Canada's niemahls unter Obdach; aber es liefert im Sommer viel Milch. Wegen der nachlässigen Winterbehandlung dieser Thiere verliert man in harten Wintern gewöhnlich einen Theil seiner Herde, und unter andern Krankheiten dadurch, daß ihnen das Horn erfriert. Das Heilmittel ist, daß man entweder die Hörner abhaut oder unten am Horn Löcher einbohrt, aus welchen die verdorbene Hornmasse ausfließt, indem man zugleich eine Masse Terpentin in die hohlgewordenen Stellen einschüttet.

Die Schafe haben hier ein trauriges Ansehen. Selten wiegt ein geschlachtetes Schaf über 50 Pfund, und das Vließ selten über 2½ Pfund; aber die Wolle ist besser als in England, weil Theils Lord Selkirk viele Merino=Schafe in Canada einführte, und andern Theils die Wolle und das Haar aller Thiere kälterer Klimate feiner und weicher ist, als in wärmeren. In Canada ist die Hitze im Sommer zu groß, als daß man sie im Freyen weiden könnte, und des Nachts muß man sie unter Dach halten, aus Furcht vor den Wölfen.

Die hiesigen Schweine werden gemeiniglich mit Mais gemästet, und, wenn sie 1½ Jahr alt sind, geschlachtet. Ihr Fleischgewicht ist dann gemeiniglich 200 Pfund, und gleicht völlig dem gesalzenen Irländischen Schweinefleische.

Das dortige Rindfleisch ist gut, wenn auch gleich nicht von der vorzüglichsten Güte; aber das dortige Hammelfleisch überaus schlecht.

In Unter=Canada kostet gemeiniglich ein Pferd 15 Pf. Sterl. und in Ober=Canada 20 Pf. St., wenn es ganz vorzüglich ist.

Sehr zahlreich sind noch jetzt in Canada alle wilden Thiere. — Der Mammouth soll nach der Sage der Indianer noch in den abgelegensten Theilen von Canada existiren; indessen hat ein solches Thier

niemand mehr lebendig gesehen. Betrachtet man die Zähne, welche man hier und da findet, so war dieses Thier ein fleischfressendes, und nach den vorhandenen Knochen zu urtheilen, welche man besonders in der Nähe von Salzquellen entdeckt hat, wenigstens zehn Mahl so groß als ein Elephant.

Im nordwestlichen Gebiethe findet man viele Büffel. Das Thier hat 9 Fuß 6 Zoll Länge von der Spitze des Hornes bis zum Ende des Schwanzes; seine Höhe an den Schultern ist 7 Fuß 4 Zoll, und der Umfang des Leibes 8 Fuß 11 Zoll. Die Haare sind lang, und besonders am Vorderkopfe; Nacken und Schultern kraus und lang. Der Canadier braucht die Häute besonders zu Schlittendecken bey schlechtem Wetter. Die Haut pflegt hier 7 Dollars zu kosten; ein solcher ausgewachsener Büffel wiegt 2500 Pfund.

Ist in dem angebaueten Theile Canada's der Büffel sehr selten, so ist dafür in jedem Theile des Landes der Dammhirsch, der 200 und mehr Pfund wiegt, desto häufiger. In den heißen Sommermonathen eilen sie nach den Flüssen und stehenden Wassern, um sich von der Plage der Mosquito's zu befreyen. Gerade in den Sommermonathen ist das Thier besonders fett. Die Art, die Hirsche auf der Jagd zu erlegen, ist folgende: Es setzen sich zwey Jäger in ein Boot, von denen der Eine mit einer Büchse und der Andere mit Rudern versehen ist. An der Seite des Schiffes hängt eine Diebslaterne, und das Boot schwimmt in der Mitte mit der Strömung. Der Mann am Steuerruder macht mit dem Ruder so wenig als möglich Geräusch. Wenn dieser 200 oder 300 Engl. Ellen vom Schiffe entfernt ist, so hört er schon, daß das Thier im Wasser plätschert, und richtet das Boot nach dem Hirsche hin, dessen Augen wie ein Feuerball glänzen, weil der Hirsch auf die Laterne aufmerksam ist. Fünf oder sechs Ellen von dem Hirsche richtet er mit aller Bequemlichkeit die Büchse auf den Hirsch, legt das todte Thier am Ufer nieder, und fährt weiter hinab, um möglichst viele Hirsche auf solche Art zu erlegen. Wenn der Tag anbricht, kehrt man zurück, und nimmt das erlegte Wild in's Boot. Es erfordert aber diese Jagd sehr gesunde Menschen; denn theils wird man beym Herausbringen des Hirsches nach dem Ufer jedes Mahl sehr naß, und muß bis zum Morgen in nassen Kleidern bleiben, auch fällt gerade der Thau in dieser Jahreszeit sehr stark, und mancher Jäger zieht sich dadurch eine starke Erkältung zu.

Das Elendthier (Cervus Alces) war einst in Canada höchst zahlreich, wie die häufig in den Wildnissen gefundenen Geweihe bezeugen; man erblickt solches jetzt nur sehr sparsam. Das Thier bewegt sich nur langsam in den Wäldern; da ihm sein Geweihe im

Wege ist. Deßwegen wird es von den neuen Anbauern schnell ausgerottet.

Das Rennthier findet sich in Nieder-Canada an der Gränze der Amerikanischen Provinz Maine. Dieses Thier lebt im Sommer von wildem Grase und saftreichen Blättern, und im Winter von Nüssen und Beeren, welche es mit seinem Geweihe unter dem Schnee auskratzt.

Der Amerikanische Bär (ursus niger) fällt Menschen nur dann an, wenn er von Hunden gehetzet wird, verwundet ist, oder seine Jungen vertheidiget. Da er aber die Schweine der Colonisten während seines Sommeraufenthaltes an der Gränze der Wälder aufsucht, wenn diese sich, um Nüsse zu suchen, im Walde zerstreuen, so fügt er oft den Colonisten großen Schaden zu. Es pflegen die Schweine einen runden Zirkel wider die Bären zu bilden, und in dieser Stellung mißlingt gemeiniglich den Bären ihre Jagd, wenn sie auf alte Schweine mit großen Hauern treffen. Unter den Ferkeln richten sie aber gemeiniglich große Verheerung an. Es gibt in Canada Waldjäger, die bloß von der Jagd der Thiere ohne alle Landstellen leben. Diese verfolgen die Bären, da jede Haut mit 5 bis 7 Dollars bezahlt wird, und das Fleisch besser seyn soll, als Schweinefleisch, und auch die Amerikanischen Quacksalber das Bärenfett in allen rheumatischen Krankheiten zum Einschmieren der Haut empfehlen. Ein ausgewachsener Bär wiegt gemeiniglich 400 Pfund, und ist mit Haut und Fett wenigstens 20 Dollars werth. — Gegen den Winter beziehen diese Thiere ihr Winterlager in großen hohlen Bäumen, und bringen dort im Schlafe ohne alle Nahrung ihre Zeit bis zum Frühjahre zu. Wenn im Anfange des Winters der Schnee früher fällt, ehe starker Frost eintritt, so pflegen die Jäger an der Fährte den Bären nachzuspüren; doch ist diese Winterjagd gefährlich und unangenehm; denn die Bären pflegen gemeiniglich ihr Winter-Quartier 40 bis 50 Meilen vom Rande der Wälder aufzusuchen. Fällt nun während dieser Jagd Thauwetter ein, so weiß der Jäger den Rückweg aus den Wäldern nicht wieder zu finden, wenn ihm zufällig die Sonne als Compaß fehlt.

11.

Beyspiel einer unglücklichen Bärenjagd.

Im Winter 1822 entdeckte Howay, einer der Colonisten meines Vaters, am Morgen des 11. Decembers die Spur von drey Bä-

ren, und fand endlich den Baum ihres Aufenthaltes. Da er seinen Hund, seine Büchse und seine Axe mitgenommen hatte, so fing er an, den Baum, der wenigstens 16 Fuß im Umkreise hatte, zu fällen. Während der Arbeit sah er bisweilen den Stamm hinauf, um Acht zu geben, ob dieser Lärm die Bären aus dem Schlafe bringe; bald aber vernachlässigte er diese Vorsicht, bis mitten bey der Arbeit ein großes Stück Rinde ihm auf den Kopf fiel. Dadurch aufmerksam gemacht, blickte er in die Höhe, und sah, daß einer der Bären nach der Art des Thieres mit dem Schwanze zuerst den Baum herab kletterte. Der Bär schien wüthend zu seyn, und Howay fürchtete, mit ihm in ungleichen Kampfe zu gerathen. Sein Beschluß war, die volle Ladung dem Bären in den Leib zu jagen, weil er aber fürchtete, daß er den Bären bloß verwunden und nicht gleich tödten möchte, so änderte er seinen Plan, als auch sein Hund den Bären gewahr wurde, und so heftig bellte, daß der besorgte Bär so schnell als möglich in die Höhlung des Baumes zurück kehrte. Von dieser Höhlung herab beobachtete er nun genau den Hund und seinen Herrn. Zwar bedauerte Howay jetzt, daß er keine Nachbarn zur Jagd mitgenommen hatte; da er aber fürchtete, daß die Bären ihm entfliehen möchten, wenn er jetzt Hülfe hohlen wollte, so faßte er Muth, mit seiner Büchse dem lauernden Bären in den Nacken eine Kugel zu jagen, welche so richtig getroffen hatte, daß der Bär todt auf die Erde fiel. Dann überlegte Howay, daß er zwar bisher sehr glücklich gewesen sey, daß ihm aber dennoch ein glücklicher Ausgang mißlingen könne, wenn er die Bärenjagd ohne fremde Hülfe fortsetze. Er eilte deßwegen nach Hause, und brachte zwey andere Jäger, drey Hunde und noch eine Axt mit. Auf diese Art gelang es ihnen bald, den Baum zu fällen; allein beym Fallen stürzte er auf einen andern Baum, und brach in der Mitte gerade an der Stelle ab, wo die Bären lagen. Die erschrockenen Thiere liefen nun gerade auf einen der Jäger zu, welcher die Mündung der Büchse dicht an die Schulter eines der beyden Bären setzte, und ihm zwey Kugeln in den Leib schoß Der andere Bär entkam ohne Wunden. Die Hunde verfolgten den ersteren, welcher sie, tüchtig zerfleischt, zur Rückkehr zwang.

Indessen war es Abend geworden, und die Jäger fanden es bedenklich, die Jagd eher als am folgenden Morgen fortzusetzen; aber Howay, in Begleitung des Jägers Nowlan, eines gebornen Amerikaners, der in den Wäldern gut Bescheid wußte, verfolgten am folgenden Morgen den entlaufenen Bären; Jeder mit einer Büchse, einer Axt und sechs Schüssen Pulver und Schrot, und mit Brot und Fleisch zur Mahlzeit. Um 2 Uhr Nachmittags sahen andere Jäger, daß sie sieben Meilen von dem gefällten Baume über den Fluß Themse setz-

ten. Als sie aber mehrere Tage ausblieben, so achtete man sie schon für verloren, da sie für die große Kälte nur dünn gekleidet waren, und nicht einmahl eine Zunderbüchse mitgenommen hatten. Um sie vielleicht noch zu retten, beschloß ich, mit einigen Colonisten uns auf einige Tage mit Lebensmitteln zu versehen, und sie auf's Gerathewohl wieder aufzusuchen. Am folgenden Morgen brachen wir mit Taschen-Compassen, Ammunition, Zunderbüchsen und den besten Hunden in der Gegend zur Aufsuchung der Verlorenen auf. Unglücklicher Weise hatte das Thauwetter allen Schnee, außer in den Vertiefungen, geschmolzen. Nach zweytägiger, vergeblichen Reise kehrten wir zurück, und hatten nicht die mindeste Spur von den Unglücklichen entdecken können.

Am Weihnachtstage war ich gerade im Begriffe, einigen Bekannten von Howay den Befehl zu ertheilen, seinen Nachlaß zu inventarisiren, als ich erfuhr, daß er und sein Gefährte zwar lebend, aber in der höchsten Erschöpfung ihrer Kräfte vor einigen Stunden wieder angekommen wären. Ich besuchte sie deßhalb sogleich, und fand sie ganz kraftlos und höchst abgemagert wieder. Sie gaben über ihre Rettung folgende Auskunft:

Sie hatten die Fährte des Bären in nordwestlicher Richtung 20 Meilen verfolgt, als die Nacht einbrach. Mit größter Mühe machten sie Feuer, indem sie ein Stück trockenen Linnens über die Mündung eines Gewehres banden und solches abfeuerten; brachten übrigens die kalte Nacht ohne Speise und Schlaf zu. Am folgenden Morgen aßen sie ein wenig Brot und die andern Reste ihrer Mahlzeit vom vorigen Tage, welche sie mit ihrem Hunde theilten. Gegen Abend hatten sie abermahls wenigstens 20 Meilen auf dem Schlangenpfade der Fährte zurück gelegt, wußten aber die Himmelsgegend durchaus nicht mehr auszukundschaften. Sie beschlossen deßhalb, den Bären nicht weiter zu verfolgen, weil der Schnee immer mehr verschwand und der Regen beständig zunahm. Zum Unglücke erinnerten sie sich, daß sie früh Morgens das Kreuz in der Fährte eines andern Bären wahrgenommen hatten, und täuschten sich mit der Hoffnung, daß dessen Spur sie ihrer Niederlassung näher bringen werde, oder daß sie Gelegenheit fänden, diesen Bären zu erlegen, und sich von seinem Fleische zu ernähern, so wie mit seinem Felle zu bedecken. Der Plan wurde ausgeführt, bis der Schnee gänzlich verschwand, und die Luft so wolkig wurde, daß sie die Jagd gänzlich aufgeben, und nur auf Errettung aus der Wildniß denken konnten. Weil sie sich gerade damahls an dem Ufer eines kleinen Baches befanden, so beschlossen sie, in der Hoffnung, daß er in die Themse fallen werde, seinem Ufer nachzugehen. Die zweyte Nacht überfiel sie am Ufer die-

ses Baches. Der heftige Regen ließ sie nicht einmahl schlafen, weil sie sich bloß mit einiger Baumrinde hatten bedecken können. Der Sturm wüthete so, daß die Gipfel der Bäume sich fast zur Erde beugten und nahe bey ihrem Lager mehrere Stämme niederstürzten, und die Wölfe heulten um sie herum.

Am dritten Tage gingen sie neben einem Moraste, der sich immer weiter ausdehnte. Am Nachmittage legte sich der Sturm, aber nicht der kalte Regen. Kurz vor Sonnenuntergang thaten sie einen vergeblichen Schuß auf ein Repphuhn, und hatten jetzt nur noch drey Schuß Pulver und Schrot. Aber auch die nächste Nacht war für sie schlaflos, und der Morgen brachte ihnen wieder keinen Sonnenschein.

Am vierten Tage fanden sie sich höchst hungrig und schwach bey so heftigem Durste, daß sie alle 5 bis 6 Minuten trinken mußten. Es ergriff sie nun die Furcht, den Hungertod sterben zu müssen. Doch gelang es ihnen, ehe der Abend einbrach, ein Repphuhn zu schießen. Die eine Hälfte verzehrten sie auf der Stelle, und sparten die andere Hälfte bis zum nächsten Morgen auf. Ihr Hunger wurde dadurch aber so wenig als durch den Genuß einer Kirsche gestillt. An Pulver blieb ihnen nur noch eine Ladung übrig. Sie beschlossen, diesen letzten Schuß aufzubewahren, da sie sich nicht getrauten, noch eine Nacht ohne Feuer die Kälte aushalten zu können.

Die fünfte Nacht war äußerst kalt, und Nowlan wurde Morgens gewahr, daß seine Füße sehr erfroren waren. Dieses machte ihre Lage nun noch weit trauriger. Zum ärgsten Hunger kam ein hoher Grad des Durstes und ein heftiges Fieber hinzu. Bis zu diesem neuen Leiden hatten sie täglich wenigstens 50 Meilen zurück gelegt; jetzt konnten sie nur höchstens, und mit vieler Mühe, den halben Weg an einem Tage machen.

Nachmittags am sechsten Tage erschien die Sonne auf einige Augenblicke, als sie sahen, daß sie sich nicht am Ufer der Themse befanden, woraus sie folgerten, daß das Ufer des Flusses sie zu der wüsten Küste der See Huron oder St. Clair führen dürfte. Doch setzten sie ihre Wanderungen längs dem Flusse fort, weil sie sich mit der Möglichkeit trösteten, auf diesem Wege endlich eine Indianische Niederlassung zu treffen. Gleich nach Sonnenuntergang entdeckten sie am jenseitigen Ufer ein Boot und etwas weiter hinunter ein Canot. Beyde Erscheinungen gaben ihnen Hoffnung, daß jetzt eine Niederlassung nicht mehr fern seyn könne. Als sie aber nach dem Wege einiger Meilen keine andern Spuren menschlichen Aufenthaltes antrafen, so ergriff sie die Furcht, daß beyde Fahrzeuge vielleicht durch das Thauwetter hinabgetrieben und an der bemerkten Stelle gestrandet wären. Schon waren sie im Begriffe, zum nächtlichen Feuer

einige Stämme niederzuhauen, als sie wenige Ruthen von diesem Platze einen Heuschober gewahr wurden. In diesem Schober brachten sie die Nacht zu, und fanden ihr Lager beneidenswerth, indem sie der Schlaf hier zum ersten Mahl einige Stunden erquickt hatte; aber ihr Hund war unfähig, den Marsch fortzusetzen. Jedoch konnten sie sich nicht entschließen, den treuen Gefährten zu tödten und von seinem Fleische ihr Leben zu fristen; sie ließen daher den Hund sterbend zurück. Allein nach einer Stunde weitern Weges trafen sie auf einen tiefen Morast, der ihre bisherigen Hoffnungen wieder zu Schanden machte, und sie bewog, einen Weg in anderer Richtung einzuschlagen.

Am achten Tage legten sie einen langen Weg zurück, und am neunten um 4 Uhr Nachmittags trafen sie die Spur von zwey Menschen und einem Hunde. Ihre Schritte wurden dadurch schneller; aber am Abend sahen sie mit Schrecken, daß sie sich an derselben Stelle befanden, wo sie fünf Nächte vorher geschlafen hatten. Den Unglücklichen entfiel nun aller Muth, und sie gaben alle Hoffnung auf, ihr elendes Leben noch länger fortzuschleppen; sie setzten sich nieder, ohne Feuer anzumachen, weinten, und wurden besonders von der Furcht befangen, wenn sie gestorben wären, von wilden Thieren gefressen zu werden, und dann, daß Einer von ihnen Beyden den Andern eine Zeitlang überleben möchte. Howay tröstete sich indessen mit dem Gedanken der Unsterblichkeit der Seele, aber der vier und sechszigjährige Nowlan hatte nicht gleiche christliche Ideen von der Unsterblichkeit seiner Seele, und war daher um so viel unglücklicher.

Nachdem sie eine Stunde lang den finstern Vorstellungen nachgehängt, und sich gegenseitig erklärt hatten, daß sie ruhig den Fall eines Baumes erwarten wollten, der ihren Leiden ein Ende machte, so ergriff sie abermahls der Gedanke, daß sie die letzten Mittel zu ihrer Rettung nicht verabsäumen wollten. Sie beschlossen daher, noch ein Mahl Feuer anzumachen, verwendeten dazu ihr letztes Pulver, und waren schon so schwach, daß sie kaum das nöthige Holz zur Unterhaltung des Feuers zu hauen vermochten. Ehe sie einschliefen, überlegten sie, auf welche Art wahrscheinlich ihr Ende bestimmt werden würde, daß nähmlich vermuthlich ihre Glieder zuerst erfrieren, und nachher das Herzblut ersterben werde.

Am Morgen des zehnten Tages setzten sie apathisch ihre Wanderung fort, und nahmen den nähmlichen Weg, den sie sechs Tage vorher genommen hatten. Am Abend kamen sie zu dem Heuschober, wo sie ihren noch lebenden Hund antrafen, der jedoch nicht mehr auf seinen Füßen stehen konnte. Er lag dort schon als ein Gerippe.

Die Jäger beschlossen nun, um einige Nahrung zu genießen, die Rinde eines Ulmbaumes abzustreifen, und verzehrten die weichere innere Rinde. Kaum hatten sie aber davon genossen, als sie fast wahnsinnig wurden, sich dann im Heuhaufen niederlegten und in tiefer Verzweiflung den folgenden Morgen erwarteten.

Mit Tagesanbruch am eilften Morgen befanden sie sich etwas besser. Sie standen aber nicht auf, sondern legten sich tiefer in's Heu, um die Stunde ihrer Auflösung ruhig zu erwarten. Gleich nach diesem Beschlusse hörten sie das frohe Geläute einer Kuhglocke vom jenseitigen Ufer her. Sogleich standen sie auf, und nahmen am jenseitigen Ufer ein neuerbautes Balkenhaus wahr, ohne einen Bewohner desselben zu entdecken. Erst befiel sie ein Unglaube, ob das auch wirklich ein Gebäude sey, da sie dort keinen Menschen bemerkt hatten; aber das früher gesehene Boot und das Canot bestärkten sie wieder in ihren Hoffnungen, und beflügelten ihren Beschluß, zu versuchen, wo sie durch den Fluß waten könnten. Schwachen Schrittes gingen sie dann längs dem Flusse vorwärts, bis sie eine Furth entdeckten, und am jenseitigen Ufer einem weißen Mann und zwey Indianern begegneten, welche sie nach dem Hause eines gewissen, ihnen bekannten Townsend brachten. Hier widerfuhr ihnen jede mögliche Erleichterung in ihrem traurigen Zustande; sie dankten Gott für ihre durch einen sehr zufälligen Umstand von der Vorsehung herbey geführte Errettung.

Wenige Monathe vor dieser Begebenheit hatte Townsend eine Salzquelle am Ufer des Flusses Sauble entdeckt, und gerade jetzt war er im Begriffe, in einer Entfernung von wenigstens 20 Meilen von jeder menschlichen Wohnung seine Salzbereitung anzufangen. Dieses Gebäude hatten die Jäger erblickt, nachdem sie das Geläute der Kuhglocke vernommen. Wäre das Haus unbewohnt gewesen, so würden sie hier nahe am Huron-See, 100 Meilen von jeder menschlichen Niederlassung, ihren Tod gefunden haben. Hätten sie dagegen den Weg längs dem Moraste fortgesetzt, so würden sie 30 Meilen nachher den See erreicht haben. Von Townsend's Niederlassung hatten sie noch 50 Meilen nach ihrem Hause durch Wildnisse zu reisen, aber nicht ohne Hülfe eines Merkzeichens durch Einhauung der Rinde an den großen Baumstämmen. Die Füße des unglücklichen Nowlan waren sehr erfroren; da er aber bey Townsend nicht die nöthige Hülfe finden konnte, um seine Heilung zu bewirken, so eilte er und sein Gefährte am folgenden Morgen früh nach ihrer Niederlassung zurück, mit demjenigen versehen, was zu ihrer Nahrung unter Weges nöthig war, und am Abende des dreyzehnten Tages nach ihrer Abreise aus der Niederlassung Talbot erreichten sie ihren Herd wieder.

12.

Vierfüßige wilde Thiere.

Canada hat noch jetzt viele Wölfe. Weil ihr Fell und ihr Fleisch ganz werthlos ist, so ist man zu nachlässig, diese Thiere in der Nähe der Niederlassungen auszurotten, so vielen Schaden sie auch den Herden zufügen. Weil die Freystaaten für den Kopf jedes erlegten Wolfes 20 bis 30 Dollars vergüten, so ergibt sich die Vertilgung der dortigen Wölfe sehr leicht. In einigen Districten Canada's bezahlt man für jeden Wolfskopf, den ein Weißer erlegt, 4 Dollars. Dieses nutzt aber wenig, weil man die Prämie nicht den Indianern gibt, die natürlich jetzt an die ihnen werthlosen Wölfe, nach ihrer Denkungsart, keinen Schuß Pulver verwenden. Ein ausgewachsener Wolf gleicht einem Englischen Bullenbeißer; nur hat er eine stärkere Brust, und heult gerade so, wie ein Westindischer Bluthund.

Der Wolverine oder Carcajew, welchen man bisweilen den Biberfresser nennt, hat viele Ähnlichkeit in der Gestalt mit einem Dachs, ist ungefähr 2 Fuß 4 Zoll lang, hat einen dicken Leib, kurze dicke Lenden, große Pfoten, einen 8 Zoll langen sehr haarigen Schwanz, einen grauen Kopf, schwarzen Rücken und rothbraunen Unterleib. Dieses Raubthier lebt in Höhlen von kleinen Thieren, die es überwältigen kann.

Die Füchse sind hier sehr zahlreich, und dem Hühnerhofe eben so gefährlich, als die Wölfe den Schafherden. Es gibt hier manche Abarten dieses Thieres, welches man übrigens selten am Tage gewahr wird. Das Fell des grauen oder rothen Fuchses gilt gemeiniglich 6 Sh. und das des schwarzen Fuchses 20 Sh.

Der sogenannte Catamount wird jetzt selten in Canada mehr wahrgenommen. Das Thier ist etwas länger als ein Wolf, hat einen fast 3 Fuß langen Schwanz, kurze Beine und einen dicken Leib. Man sagt, daß er den Thieren, welche er packen kann, aus der Halsader das Blut aussauge.

Die dortige wilde Katze, von schmutzig-grauer Farbe mit dunklen Flecken und Streifen, hat einen großen Kopf, starke Füße, große Pfoten und drey Fuß Länge; doch greift dieses sonst furchtbare Thier nur die Jäger an, welche solches verwundet und nicht getödtet haben.

Der Luchs oder Wolfhirsch ist im angebauten Canada sehr selten, jedoch desto häufiger in den Wildnissen, welche noch nicht angebaut sind. Das Thier ist größer als eine gemeine Katze, hat ein

langes weiches Haar, und unter diesem einen dicken Pelz. Die Farbe ist scheckiggrau.

Der Kincajew, welcher oft irrig auch Carcajew genannt wird, hat eine fast ähnliche Gestalt mit dem Luchse, ist aber hübscher und gewandter, und hat einen Schwanz von fast 3 Fuß Länge.

Das Wiesel gleicht im Sommer dem Englischen Wiesel. Im Winter ist sein Pelzwerk weiß, sehr hübsch und dick.

Sehr ähnlich ist diesem Thiere das Hermelin (Mustela candida). Im Sommer hat dieses Thier am Ende seines Schwanzes einen schwarzen Fleck, und die Spitzen der Ohren sind hellgrau; aber im Winter ist der Pelz ganz weiß.

In jeder Jahreszeit ist hier der Marder schmutzig-weiß, überall zahlreich, und er nährt sich vom Raube, besonders der Eichhörner.

Die Otter in Canada hat einen dickern und feinern Pelz als in England.

Der dortige Iltis ist 2 Fuß lang und verhältnißmäßig dick. Der lange Schwanz ist haarig, und der Pelz schwarz mit wenigen weißen Flecken. Das Thier sieht schlecht am Tage, und wird daher nur des Abends, wenn es sein Futter sucht, wahrgenommen. Man ißt in Canada das Fleisch, und benutzt das Fett, um Wunden zu heilen. Der hiesige Iltis spritzt in der Entfernung von 15 bis 20 Englischen Ellen sein stinkendes Wasser auf denjenigen, der ihn angreift; auch setzt er diese Entladung so lange fort, als er davon noch Vorrath besitzt.

Das hiesige Beutelthier (Didelphis marsupialis) ist ungefähr 20 Zoll lang, und der Schwanz statt der Haare mit Schuppen besetzt. Auch seine Füße und Ohren sind nackt, und er braucht seine Vorderpfoten gerade wie der Affe. Das Haar ist lang und schwarz, und dessen Farbe ein verschieden schattirtes Grau. Das Weibchen nimmt in einem Beutel unten am Leibe seine Jungen auf, wenn diese in Gefahr sind, und kann diesen Theil seines Körpers nach Gefallen öffnen und schließen.

Das sogenannte Grundschwein ist ein grasfressendes Thier, was Niemand Schaden thut, hat Ähnlichkeit mit einem Ferkel, Füße wie ein Bär und einen Kopf wie ein Schooßhund. Das Thier ist zwar nur 18 Zoll lang, aber sehr dick, lebt in Höhlen wie ein Kaninchen, und bleibt in seiner Grube den größten Theil des Winters. Das Fleisch schmeckt nach seinem Alter bald wie Lamm-, bald wie Hammelfleisch. Kein anderes Leder ist so sehr zum Peitschengeflechte geeignet, als dieses.

Der hiesige Hase ist klein und so wenig wohlschmeckend, daß man ihn selten schießt, ist aber im Winter vollkommen weiß.

Die Kaninchen sind hier nicht einheimisch, gedeihen hier aber, wenn man sie einführt.

Der Racoon (Ursus lotor) gleicht dem Fuchse an Gestalt, hat einen grauen Kopf, Fuß und Leib, und einen langen haarigen Schwanz mit wechselnden grauen und schwarzen Ringen, lebt übrigens von Nüssen und von Mais, und hat in seiner Lebensweise viele Ähnlichkeit mit dem Eichhorne. Man schätzt hier das Fleisch dieses Thieres, und macht von seinen Haaren Hüte. Im Winter lebt es in hohlen Bäumen von den gesammelten Vorräthen, bis der Schnee verschwunden ist. Man kann das Thier zahm machen, und es zeigt dann die Lustigkeit und die Bosheit eines Affen.

Das graue Kaninchen (sciurnus cinereus) findet sich überall, aber nur sparsam in Canada. Das Thier ist fast so groß als eine Katze, aber, wie alle Eichhörner, sammelt es sich in der Nähe der Getreidefelder Nahrungsvorrath für den Winter in einem hohlen Baume. Von sechs Eichhörnern findet man immer fünf castrirte, welche Operation die schwarzen Eichhörner, ihre beständigen Feinde, verrichten.

Das schwarze Eichhorn ist ein sehr schönes Thier. Es ist ungefähr 12 Zoll lang, und der vorzüglich schöne Schwanz hat fast die nähmliche Länge. Die Schmecker in Canada schätzen sehr das Fleisch, und auch der Pelz hat einigen Werth; aber alle Eichhörner thun den Ansiedlern mehr Schaden, als selbst die Wölfe, durch ihren Getreidefraß. In der Nähe der Wälder hat man die größte Mühe, das gesäete Getreide zur Höhe von 6 Zoll zu bringen, und selbst bis zur Ernte dauert die Verheerung fort.

Das rothe Eichhorn ist kleiner als das schwarze, aber fast noch hübscher. Alle Eichhörner sind Wanderthiere; wenn sie an ein Wasser kommen, über welches sie setzen wollen, so bauen diese Thiere ein für ihre Zahl hinlängliches Floß, schiffen sich ein, und drehen ihre großen Schwänze nach der Seite, wo der Wind herkommt, auf welche Art sie leicht über das Wasser kommen.

Kleiner ist das gestreifte Eichhorn, welches im Winter in Höhlen unter der Erde zu leben pflegt. Im Sommer schwingt es sich mit größter Leichtigkeit von einem Baume auf den andern, und lebt von Nüssen, Früchten, Mais und anderm Getreide.

Das kleinste unter den Eichhörnern ist das sogenannte fliegende. Durch eine Doppelhaut sind die Vorder- und Hinterfüße mit einander und mit dem Leibe verbunden. In Folge dieser breiten Haut springt das Thier mit großer Leichtigkeit von einem Baume zum andern, und mit seinem breiten Schwanze leitet es wie ein Steuerruder seinen Lauf.

Unter allen Thieren scheint der Biber das verständigste zu seyn. Es ist der beste Baumeister und hat seinen Gesellschaftszustand auf's Vollkommenste geordnet, indem jeder Biber in seinem kleinen Staat die gemeinschaftliche Glückseligkeit und nicht seine persönliche Bequemlichkeit befördert. Der ausgewachsene Biber wiegt selten über 50 Pfund, und von der Schnautze bis zum Anfange des Schwanzes ist er 2 Fuß 9 Zoll lang; der Leib hat kaum 27 Zoll im Umkreise. Der Biber versteht durch seinen Bau das schnellfließendste Wasser aufzuhalten, und solchem nach Belieben ein neues Bette zu geben. Die Biber können die größten Bäume fällen, und sind zugleich Arbeiter, Maurer, Wagenbauer und Baumeister. Ihr Schwanz ist flach und oval, und wie bey den Fischen mit Schuppen bedeckt. Mit Hülfe des Schwanzes, als eines Steuerruders, wissen sich die Biber in schnellen Flüssen dennoch zu helfen. Die Zehen der Hinterfüße verbindet eine pergamentartige Haut, welche den Zehen der Vorderfüße fehlt. Der Vordertheil der Biber gleicht dem Baue der Thiere, welche auf dem Lande leben, und der Hintertheil den Wasserthieren. Die Biber haben vier Zehen, welche sie nach Bequemlichkeit als Axt, Säge und als eine Deichsel oder Krummeisen gebrauchen können.

Wenn etwa die Menschen im frühen Theile des Sommers den Bibern ihre Wohnung zerstört haben, so machen sie einen neuen Bau, und wo möglich an einem sicherern Orte. Bey einem neuen Bau sehen sie jedes Mahl auf nahes Zimmerholz und Holz mit weichen Rinden, sowohl um sich davon zu ernähren, als um Dämme zu bauen. Gemeiniglich wählen sie zum Fällen Stämme von 6 Fuß Umkreis, und nagen sie in der Höhe von 18 Zoll von der Erde ab, jedoch so, daß der Baum nach dem Wasser zu fällt. Zu gleicher Zeit fällen andere Biber kleinere Bäume, und eine dritte Division macht Mörtel, und bringt solchen nach der Stelle des Wasserdammes. Wenn der Mörtel oder Klai hinreichende Festigkeit erlangt hat, so legt sich einer der stärksten Biber auf den Rücken, und seine Gehülfen laden auf den Leib dieses Bibers eine große Masse Mörtel; alsdann fassen zwey Biber den Beladenen bey den Ohren, und schleppen ihn mit seiner Last bis an's Wasser; ja sie ziehen ihn in solches bis nahe an die Dammstelle, wo sie den Mörtel gebrauchen. Oft sind ihre Dämme 150 bis 200 Fuß lang. Wenn dieß der Fall ist, so fällen sie einen Baum an jeder Seite des Flusses, dergestalt, daß beyde Spitzen in der Mitte des Wasserstromes liegen. Dann nagen sie die Zweige ab, damit die Bäume dicht am Grunde liegen, nachher schneiden sie das kleinere Bauholz in Stücken von ungefähr 6 Fuß Länge und 4 Zoll Dicke, spitzen aber diese Pfähle an einem Ende,

worauf sie solche im Bette des Flusses nahe bey einander festschlagen, und eben so, wie die Menschen durch Rippen, mit einander verbinden. So steht gewisser Maßen das Skelett ihres Dammes!

Die nächste Arbeit ist nun, den Damm mit Klai dicht zu machen, und nachher den ganzen Bau in gleiche rechtwinkelige Gemächer zu vertheilen. Die Zwischenwände dieser Gemächer reichen bis an die Fläche des Wassers. Das Mauerwerk besteht ganz aus Klai, und hat 2 Fuß Dicke. Über diese bauen sie Bogen mit zirkelrunden Zimmern, welche aber nur von der Wasserseite her einen Eingang haben. Auch diese Zimmer haben Bogen, und sind so zierlich und fest gepflastert, daß sie durch den stärksten und längsten Regen nicht zerstört werden können. Der Schwanz dieser Thiere dient ihnen sowohl zum Spaten als zur Maurerkelle, sowohl bey der Mischung des Mörtels als beym Anwurfe ihrer Wände. Ihre Arbeit ist so zierlich als die eines Stuckatur-Arbeiters. Die unteren Zimmer dienen den Bibern nur als Zufluchtsort, wenn sie gestört werden, und zum Baden. Das zweyte Stockwerk enthält theils Wohnzimmer, theils Brutzimmer und theils Vorrathsgemächer. Die beyden ersten Gattungen sind mit Blättern und Kräutern verschiedener Art geschmackvoll gefüttert. Die Magazine sind Gemeingut der Gesellschaft; aber jede Familie hat ihre eigenthümlichen Gemächer, zu welchen Fremde nur als Besucher Zugang haben. Die Vorrathskammern sind reichlich mit jungen Stämmen weicher Rinden versehen, welche sie als Nahrung genießen. Die Zahl eines solchen Biberstaates enthält selten über 200 Biber, und nicht weniger als 30. Jede Familie besteht aus 4 bis 6 Mitgliedern, zwischen denen und unter den Familien gegen einander stets vollkommene Ruhe herrscht. Sie arbeiten niemahls für den Glanz und die Bequemlichkeit eines Einzigen, sondern stets für das gemeinschaftliche Interesse ihrer Staatsgesellschaft.

Die Jäger verfolgen die Biber sowohl wegen des Werthes ihres Pelzwerkes, als auch wegen des Bibergeils, dessen Werth auch die Indianer zu schätzen wissen.

Im Winter, wenn die Flüsse und Seen gefroren sind, pflegen diese Thiere in großer Menge erschlagen zu werden. In beträchtlicher Entfernung von dem Biberdamme hauen unterwärts im Sturme die Jäger Löcher in's Eis. Dann brechen sie in die oberen Gemächer ein, und treiben dadurch die Biber unter das Eis. Da sie aber nicht lange des Athemhohlens außer dem Wasser entbehren können, so flüchten sie nach den Stellen, wo das Eis aufgehauen worden ist. So wie sie aber ihren Kopf über dem Wasser zeigen, werden sie von den Jägern, welche darauf lauern, mit Speeren erstochen. Auf solche Art finden bisweilen hundert in einer Stunde ihren Tod, und

es ist nicht unwahrscheinlich, daß vor dem Ablaufe des nächsten Jahrhundertes Amerika nur wenige Biber behalten wird. Wenn sich ein Mensch im Sommer ihren Dämmen nähert, so geben sich die Biber einander ein Warnungszeichen, indem sie mit solcher Heftigkeit ihren Schwanz in's Wasser schlagen, daß man dieses Geräusch in der Entfernung mehrerer Meilen hören kann.

Man hat behauptet, daß es möglich sey, sie zahm zu machen, und auf solche Art vielleicht für die Colonisten sehr nützlich arbeiten zu lassen. Der jetzige Preis eines Biberfelles ist in Canada 12½ Sh., folglich immer 1½ Dollars weniger werth als das Fell eines ausgewachsenen Otters.

Die Muskus-Ratte bauet eine ähnliche Art von Wohnung in stillen und flachen Wassern und lebt von Pflanzen. Die Köpfe und Schwänze gleichen der gemeinen Ratte, aber das Haar des Pelzes ist länger und schwärzer von Farbe. Sie haben den Nahmen Muskus-Ratten von ihren Eicheln, welche eine Substanz starken Geruches enthält, und sind wenigstens vier Mahl so groß als die gemeine Ratte, welche man in Ober-Canada gar nicht kennt.

Canada hat verschiedene Gattungen von Mäusen, von denen die schwarze fast so groß ist als die gemeine Ratte. Die sogenannte Schrotmaus ist das kleinste vierfüßige Thier, und lebt von Insecten.

Das hiesige Stachelschwein ist ungefähr 18 Zoll lang und verhältnißmäßig dick. Es gleicht aber den Europäischen Stachelschweinen nur bloß in Hinsicht der Stacheln. Diese sind nur 4 Zoll lang, aber ungefähr so dick als ein Weitzenhalm, und so hart und mit Widerhaken versehen, daß die Hunde schlimm wegkommen, welche sie packen wollen. Sind die Stacheln einmahl in die Haut eingedrungen, so kann man sich von solchen nicht wieder losmachen, aber das verwundende Thier versteht durch eine zweyte Wunde den Stachel zurückzuziehen. Selten überwindet ein Hund das Stachelschwein, und wenn es ihm gelingt, so kommt er doch nie ohne Wunden davon. Die Canadier, welche jedes Thier vom Frosche bis zum Büffel zu essen pflegen, es mag sich vom Fleische, Grase oder als Amphibium nähren, halten das Fleisch des Stachelschweines für einen Leckerbissen. Dieses Thier nährt sich übrigens eben so wie das Grundschwein (Wood-chuck), dessen Fleisch weit besser schmeckt als Canadisches Hammelfleisch.

Der See Ontario hat Seehunde, aber freylich nur selten, und vom Seepferde und der Seekuh sagt man, daß beyde im Niederstrome und in der Bay des Lorenz-Flusses existiren.

13.

Vögel, die in Canada einheimisch sind, oder sich daselbst im Sommer aufhalten.

So reich im Sommer Canada's Wälder an vielen Vögeln sind, um so ärmer ist Canada im Winter an solchen; doch pflegen der Fasan, die blaue Älster, der Schneevogel und der Waldspecht auch im Winter in Canada zu verweilen; aber es ist merkwürdig, daß Canada im Sommer von keinen Singvögeln besucht wird. Einst hörte ich, daß ein Engländer voller Vorurtheile wider Canada behauptete, daß Gott an diesem Lande keinen Gefallen habe, weil dort die Vögel nicht sängen, die Blumen keinen Geruch, die Männer kein menschliches Herz und die Weiber keine Tugend hätten.

Sehr zahlreich ist das Geschlecht der Wasservögel. Man sieht auf den Seen viele Schwäne und Canadische Gänse. Ober-Canada hat übrigens wenigstens 15 Arten von Änten. Manche haben einen solchen Fischgeschmack, daß sie ungenießbar sind. Am wohlschmeckendsten ist die sogenannte graue Änte, und die Waldänte nistet in den höchsten Gipfeln der Bäume.

In Ober-Canada sieht man selten, aber doch bisweilen Kraniche und rothe Spechte (redshank). In Nieder-Canada sieht man aber außer diesen bisweilen Reiher und Rohrdommeln.

Waldhühner, welche nicht viel größer sind als eine Schnepfe.

Der dortige wilde Wälsche Hahn ist ein schöner Vogel. Oft wiegt er 40 bis 50 Pfund. Man soll sie oft in großen Schwärmen sehen, doch habe ich selbst niemahls mehr als 8 oder 10 bey einander gesehen. Im Winter kommen sie bisweilen, wenn es ihnen an Futter mangelt, in die Hühnerhöfe der Colonisten, und helfen deren Futter verzehren.

Der hiesige Fasan oder das Repphuhn hat mit beyden Thieren in England keine Ähnlichkeit. Das Fleisch ist weich und zart wie junges Hühnerfleisch und stets von gutem Geschmack. Die Farbe der Federn hat Ähnlichkeit mit den Repphühnern. Den langen Schweif und das Radschlagen mit dem Schweife, hat es mit unsern Pfauen gemeinschaftlich. Selten sieht man diesen Vogel auf den Kornfeldern; denn er verweilt am liebsten in den Wildnissen, lebt im Winter von den Knospen der Bäume, und im Sommer von Früchten und Nüssen. Wenn er auffliegt, so nimmt er seine erste Zuflucht zu einem Baume, und bleibt dort eine gute Weile, wenn er nicht niedergeschossen wird. In den Monathen Aprill, September und October trommelt der Hahn zwey Drittel des Tages auf einem Stücke

verfaulenden Holzes, indem er seine Flügel dicht an seinen Körper schlägt, welches ein Geräusch wie von einem fernen Donner verbreitet, woraus ich aber schließen möchte, daß der Vogel zum Fasanengeschlechte gehört.

In alten Niederlassungen trifft man Wachteln, welche denen in Europa völlig gleichen.

Im Frühjahre kommen aus dem Süden große Züge von Tauben. Sie bleiben den Sommer hier, und werden in großen Brachtvogelnetzen häufig gefangen. Manche Colonie erlegt derselben 500 in einem Frühjahre, und oft tödtet ein einzelner Schuß 30 bis 35. Die Canadier salzen die Brüste dieser Vögel ein, und verzehren das Übrige frisch. Nach Wilson's Ornithologie, welcher ich Glauben beymesse, versichert er, zwischen Frankfurt und dem Gebiethe der Indianer einen Zug bemerkt zu haben, der wenigstens eine Meile breit war. Der Flug dauerte vier Stunden, und rechnet man, daß solcher in einer Minute eine Meile zurücklegte, so nahm er eine Länge von 240 Meilen ein; und gibt man ferner jeder Englischen Quadratelle drey Tauben, so hätte diese einzige Wanderungsschaar 2,230,272,000 Tauben befaßt.

Man hat hier zahlreiche Turteltauben von schönem Gefieder, zartem Körper und unschuldigen Blicken.

Canada hat fünf verschiedene Arten von Waldspechten, von denen zwey besonders durch schöne Gestalt und Farbe gefallen. Der größte Specht (Picus erythrocephalus), welchen die Canadier den Waldhahn nennen, hat einen rothen Büschel und eine Masse Federn von der nähmlichen Farbe, welche sich horizontal über den Nacken erstrecken. Sein Rücken und seine Flügel haben ein schönes Gemisch von Schwarz und Weiß, sein Schwanz ist dunkelgrün. Mit seinem harten scharfen Schnabel sucht er sich auf den Bäumen Insecten, von denen er lebt. Ihre Zungen sind fast drey Mahl so lang als ihre Schnäbel, sehr spitz und an jeder Seite gezähnt; sie bohren besonders todte Bäume an, und machen damit ein Geräusch, als wenn ein Hammer auf den Kopf eines Nagels geschlagen wird.

Die Spott-Drossel ist beynahe so groß als ein gemeiner Krammetsvogel. Ihre Stimme gleicht dem Katzengeschrey; aber Büffon behauptet, daß dieser Vogel die Stimme jedes andern Vogels nachahmen könne, und dort die Pflanzer erfreue. Diese Sage ist aber grundfalsch. Er gibt zwar ein Paar Töne wie eine Drossel, schließt aber stets mit einem unharmonischen Zwitschern. Indessen ist das Gefieder der Canadischen Drossel schöner als das Gefieder der Irländischen. Zwar behaupten die Canadier: er singe Frühmorgens in

den Monathen des Lenzes; aber ich habe niemahls, so früh ich auch aufstehe, seinen Gesang gehört.

Das Amerikanische Rothkehlchen ist dem Englischen gleich. — Die blaue Älster ist hier größer als eine Drossel. So schön ihr Gefieder ist, so widerlich ist ihr Gekrächze.

Einen garstigen Kopf hat hier der sogenannte Eisvogel, und er ist etwas größer als eine Schnepfe; die Farbe ist aber blau.

Die vielen Zugvögel, welche im Frühjahre hierher kommen, und im Herbste abziehen, vernichten einen großen Theil der Getreide-Ernten; da sie vielen Lärm machen und sich volksweise bey einander aufhalten, so scheinen sie mir zum Geschlechte der Stahre zu gehören.

Der sogenannte Blauvogel ist etwas größer als ein Sperling. Der Rücken und die Flügel sind dunkelblau, dagegen aber Brust und Kopf hellblau mit Schattirungen von Scharlach und Grün.

Die Lerche singt hier niemahls und fliegt schwer. Der hiesige Königsvogel gleicht dem Brittischen Rothflügel. Der Dompfaffe ist erst seit dem letzten Kriege eingewandert, und sein Gefieder noch schöner als in Europa. Man nennt ihn hier den Kriegsvogel; er singt hier aber nicht, und eben so wenig das zahlreiche Geschlecht der hiesigen Canarien-Vögel.

Die verschiedenen Arten des Colibri, von der Größe eines Zaunkönigs bis zur Größe einer Biene, besuchen Canada im Sommer als Zugvögel. Die kleinsten Gattungen sind gerade die schönsten. Die Colibri's halten sich gern in den Gärten der Colonisten auf. Wenn der Vogel fliegt, so gleicht sein Geräusch demjenigen eines Spinnrades. Unter allen Vögeln ist gerade dieser kleine der zornigste. Wenn er gereitzt wird, greift er selbst einen Raben an, und durchbohrt ihn mit seinem spitzigen Schnabel und der Schnelligkeit des Blitzes so tödlich, daß der Rabe todt zur Erde niederfällt. In den weniger morastigen westlichen Provinzen Ober-Canada's sieht man Krähen, Sperlinge und Zaunkönige selten, aber im übrigen Canada etwas häufiger.

Die wilden Raubvögel sind in beyden Canada's gemein. Der größte hier einheimische Raubvogel ist der Falco leucocephalus, bey uns Weißkopf genannt, der zwischen beyden Flügelspitzen sieben Fuß mißt.

14.

Hiesige Insecten.

So häufig hier auch, wie im übrigen Amerika, die Schlangen sind, so selten thun sie den Colonisten Schaden; aber weit lästiger sind in Canada die fliegenden Insecten jeder Art. Schönere Schmetterlinge als in Canada kann man nirgends antreffen. — Man hat hier alle Gattungen Heuschrecken, selbst von der Größe einer Feldmaus. Gegen Ende des July erscheinen sie und richten große Verheerung an; aber ihre Verheerungen sind in Ober-Canada doch geringer als in Nieder-Canada.

Die hiesige große Pferdefliege findet man überall zur Qual der vierfüßigen Thiere. Wegen ihrer Stiche magern auf den fettesten Weiden der Erde die Thiere sichtbar ab. Für Menschen sind aber die größte Plage die Mosquitos. Doch verfolgen sie Kinder noch mehr als Erwachsene. Der Stich der schwarzen Fliege bringt eine Geschwulst hervor, die der Verwundung durch Nesseln gleicht.

Die Shadefliege erscheint im Anfange des Juny, verschwindet aber wieder in vierzehn Tagen. Sie erscheint, wenn der Shadefisch (Clupea alosa) im Lorenz-Flusse erscheint; aber in Ober-Canada sieht man dieses Insect selten.

Die sogenannte schwarze Schneefliege sieht man, ehe es aufthaut, auf dem Schnee sehr häufig.

In dunkeln Sommernächten sieht man überall die sogenannte Feuerfliege, welche alsdann den Horizont erleuchtet. Keinesweges fehlen in diesem Insectenlande die Käfer und die Qual der Hausfliegen.

In allen alten Niederlassungen trifft man Bienen in großer Menge an, so daß in diesen der Honig sehr wohlfeil ist. Die Indianer nennen solche, weil sie aus Europa kamen, Englische Fliegen. Mancher Landmann hat 20 bis 30 Körbe, und in hohlen Bäumen trifft man bisweilen 70 bis 150 Pfund Honig. Auf folgende Art sucht man diesen wilden Honig auf. Man fängt Bienen auf den Blumen in der Nähe der Wälder, und sperrt sie in eine kleine Schachtel, welche unten eine Honigwabe und im Deckel ein Glas hat, wodurch man beobachtet, ob die Bienen eine hinlängliche Ladung Honig gesammelt haben. Alsdann läßt man zwey oder drey derselben aus der Schachtel fliegen. Der Bienenjäger nimmt seinen Weg in gleicher Richtung mit den ausgeflogenen Bienen. Wenn er aber solche aus den Augen verloren hat, so läßt er abermahls ein Paar gefangene frey und folgt ihrer Richtung.

Dieses setzt er so lange fort, bis er bemerkt, daß die freygelassenen Bienen eine andere Richtung nehmen. Sobald er diesen Umstand wahrnimmt, ist er gewiß, daß er den hohlen Baum, der Honig enthält, vorbeygegangen ist; denn man hat bemerkt, daß jede freygelassene mit Honig beladene Biene anfangs im Zirkel herumfliegt, um ihren Richtweg wieder ausfindig zu machen, dann aber in gerader Richtung nach ihrem Bienenschwarm fliegt. Wenn also der Jäger Geduld, Verstand und Ausdauer hat, so verfehlt er seinen Zweck niemahls. Wenn er gezwungen ist, weil er den hohlen Baum mit den Bienen vorbeypassierte, rückwärts zu gehen, so pflegt er den Baum, welchen die Bienen bewohnen, folgender Gestalt sicher auszukundschaften, sobald er gewiß ist, daß er sich in der Nähe desselben befindet. Er erhitzt nähmlich einen Ziegelstein und legt darauf ein Stück Honigwabe, dessen Geruch beym Schmelzen sich so weit verbreitet, daß die nahen Bienen in Menge aus ihren Zellen kommen, um Honig zu saugen, wodurch ihr Aufenthalt entdeckt wird. Dann wird der Baum gefället, und gemeiniglich belohnt der Fund den Jäger für die angewendete Mühe.

Auch in Canada nimmt man bisweilen die Rachsucht dieser kleinen Thiere wahr. Im Sommer 1820 verlor der Prediger Ralph Leeming zu Ankaster ein schönes Pferd, welches in der Nähe von ungefähr 20 Bienenstöcken weidete. Der Zufall veranlaßte, daß das Pferd in den Bienenhagen spazierte und einen der Körbe umstieß; nun fielen die rachsüchtigen Bienen dieses Stockes über das Pferd her. In der Angst, um sich von dem Schwarme zu befreyen, stieß das unglückliche Thier noch einen Korb um, und vermehrte dadurch die Masse seiner Feinde dergestalt, daß in fünf Minuten das Pferd todt niederstürzte.

Auch trifft man hier sehr viele Wespen. — Fliegen trifft man hier nicht mehr als anderswo, und in reinlichen Wirthschaften selten in Menge; aber eine desto allgemeinere Plage sind die Wanzen.

15.

Amphibien und Fische in Canada.

Hört man in Canada's Wäldern wenige Singvögel, so vernimmt man desto mehr das Quaken der Frösche und das Geheule der wilden Thiere aller Art. Es gibt hier Frösche, welche bis fünf Pfund schwer sind, und eben so viele Kröten; und ausgewachsene Schildkröten, welche zwey Fuß im Durchmesser haben. Ihr Fleisch soll

eben so wohlschmeckend seyn, als dasjenige der Westindischen Schildkröten. In der Naturgeschichte bleibt es merkwürdig, daß diese Thiere 10 Tage, nachdem man ihnen den Kopf abgeschnitten, eine sichtbare Lebenskraft behaupten. Mir schien dieß anfangs unwahrscheinlich, aber ich habe es später mit eigenen Augen bemerkt. Die Schildkröte legt ungefähr 50 runde Eyer, und jedes Ey hat ungefähr die Größe eines großen Holzapfels. Die Canadier ziehen diese Eyer den Hühnereyern vor. Eine große Schildkröte hat eine solche Stärke, daß sie sich noch bewegen kann, wenn auch ein Mensch auf ihr steht; ja man sagt, daß sie im Stande seyn soll, zwey Menschen zu tragen.

In den bewohnten Theilen Nieder-Canada's trifft man jetzt nur noch wenige Schlangen an, aber desto häufiger von allen Gattungen in dem unbewohnteren Nieder-Canada.

Die dortige Klapperschlange ist freylich nicht die größte, und gemeiniglich nur 3½ bis 5 Fuß lang, und so dick als die Lende eines Menschen. Diese Schlange ist ein schönes Thier und hat die glänzendsten Augen. Die Klapper besteht aus verschiedenen hornigen Auswüchsen am Ende des Schwanzes. Wenn die Schlange drey Jahr alt ist, so hat sie die erste Klapper, und erhält jährlich eine Klapper mehr. Ich habe deren manche getödtet, und weiß aus Erfahrung, daß sie solche selten rütteln, wenn man sie angreift. Ihr Biß ist auf der Stelle tödlich; aber sie scheinen Menschen nur vertheidigungsweise anzugreifen. Ehe sie ihren Biß anbringen, funkelt ihr Auge voll Feuer, der Körper bläht sich auf, und der Kopf, so wie der Nacken, flächen sich, schwellen und dehnen sich wechselsweise aus. Bald ziehen sich die Lippen zusammen, bald dehnen sie sich aus, und zeigen dann die schrecklich gefurchte Zunge und die so tödlichen Giftzähne; aber selten gelangt dieses Thier zum Biß; denn ehe es den gefährlichen Sprung thut, kann es leicht entwaffnet werden; denn schon der Schlag einer Schwingruthe reicht dazu hin, seine Springkraft zu lähmen; aber desto schwerer hält es, das Thier völlig zu tödten. Ehe es zum Beißen gelangt, ist es gewohnt, sich in einen Zirkel zu legen. Der gewöhnliche Gang der Klapperschlange gleicht vollkommen den Windungen des Aals auf einem glatten Boden. Gewöhnlich tödtet man diese Thiere im Frühjahre, weil sie sehr schwach sind, wenn sie aus den Winter-Quartieren kommen, und sich gern vor dem Eingange ihrer Höhlen im Sonnenscheine stärken. Die Jäger springen mitten unter den Schlangenhaufen in ihren langen Stiefeln, welche bis über die Knie reichen, und tödten gewöhnlich einige Hunderte, ehe sie ihre Höhlen wieder haben erreichen können. Die Ausdünstung der getödteten Schlangen ist aber so gif-

tig, daß diejenigen, welche sie erlegen, sich eiligst davon machen müssen, um nicht krank zu werden.

Ein Brittischer Colonist zu Dundas, im Gore-District, wurde auf folgende sonderbare Art von einer Schlange gebissen. Er nahm ihren Schwanz in einer Felsenspalte wahr, und beging die große Unvorsichtigkeit, die Schlange beym Schwanze herausziehen, und dann am Felsen todtschlagen zu wollen. Unglücklicher Weise hatte sich die Schlange aufgerollt, und biß ihn daher in die Hand. Der Verwundete schnitt sogleich das verwundete Fleisch mit einem Federmesser aus; dennoch aber fing Hand und Arm schnell zu schwellen an, und erhielt die Farbe der Schlange. Er wurde sogleich nach Hause gebracht, trank den Decoct von Schlangenwurzel und weißer Äschenrinde, welche in Milch gekocht waren. Acht bis zehn Tage litt er schreckliche Schmerzen; allein nach dieser Zeit nahmen die Schmerzen allmählich ab, und seine Haut gewann die natürliche Farbe wieder; doch mußte er sich sechs Monathe im Bette halten, und war erst nach einem Jahre wieder im Stande, den gewohnten Geschäften nachzugehen. Die Indianer versichern, daß das Fleisch der Klapperschlange besser als dasjenige des Aals schmecke. Auch die Schweine pflegen solches zu fressen, ohne darnach krank zu werden. Alle übrigen vierfüßigen Thiere vermeiden sorgfältig den Platz, wo eine Schlange gelegen hat.

Der sogenannte Pilot ist eine kleinere Gattung von Klapperschlangen, und hat seinen Nahmen erlangt, weil man gemeiniglich diese Schlange zuerst sieht, und bald nachher die eigentliche Klapperschlange. Der Pilot ist nur ungefähr 1½ Fuß lang.

Die hiesige schwarze Schlange beißt auch; aber ihr Biß ist selten tödlich. Sie ist 5 bis 6 Fuß lang, mit schwarzen Seiten und Rücken, aber glatt und glänzend, und der Bauch silbergrau. Diese Schlange verfolgt die Klapperschlange. Es ist die Manier dieser Schlange, sich um die Klapperschlange zu winden, und sie dann mit dem Schwanze todtzuschlagen. Die Fascination der Augen ist bey dieser Schlange bemerkbarer, als bey der Klapperschlange. Auch an Kindern und an den Lenden der Männer übt sie gern ihre gefährliche Umschlingung, und läßt den gefaßten Gegenstand nie wieder los, so daß man genöthiget ist, sie in Stücke zu zerschneiden, um die Umschlungenen von diesem Thiere frey zu machen.

Die Wasserschlange hat viele Ähnlichkeit mit der Klapperschlange, wird aber selten über 3½ Fuß lang. Wegen ihrer Menge ist ihr Biß gefährlicher, als derjenige der Klapperschlange.

Noch hat Ober-Canada eine große Menge kleiner grüner Schlangen. Ich besitze ein Feld von 40 Ackern, und bin überzeugt, daß

sich darin 3000 dieser Thiere finden. — In Nieder-Canada findet man in allen Flüssen und Seen bis zum Niagara-Fall Lachse und Aale; aber jenseits dieses Falles findet man diese Thiere nicht mehr. Schon im See Ontario ist der Lachs, weil der See so weit vom Meere entfernt ist, von schlechterem Geschmacke. Desto reicher sind alle höher gelegenen Seen an allen Fischarten. Man trifft dort Störe von 7 Fuß Länge und 150 Pfund Schwere. Im Frühjahre steigen alle diese Fische zu den Quellen der Flüsse und Bäche hinauf, um ihren Laich im flachen und ruhigen Wasser nieder zu legen. Nach drey Wochen kehren sie zurück, und in den Nebenflüssen bleiben nur bloß die Forellen, welche ein kaltes und hartes Wasser dem weichen Wasser der großen Ströme und Seen vorziehen.

Man tödtet den Stör mit einem Speer oder einer Harpune, wenn er langsam stromaufwärts schwimmt. Wenn er verwundet worden ist, so dreht er sich hastig mehrere Mahl herum, und versucht gegen den Strom zu schwimmen, bis der Blutverlust ihn gänzlich erschöpft hat, und man zieht dann den todten Fisch ohne Mühe an's Ufer. Im Frühlinge des Jahres 1821 fischte der Major Shofield mit seinem Sohne, einem Jünglinge von 22 Jahren, in der Canadischen Themse. Der junge Mann durchbohrte einen ungewöhnlich großen Stör mit seinem Speere, und da er diese Waffe nicht fahren ließ, wurde er vom Stör in's Wasser gerissen, und hielt sich an solchem schwimmend. Als ihm dieß aber zu mühsam ward, schwang er sich auf den Fisch, wie ein anderer Aristus, verwandelte seinen Speer in einen Zaum, und schwamm auf dem Fische eine Meile auf dem Strome hinab, bis in Folge des Blutverlustes der Stör starb.

Der Muskinunge ist ein beliebter 3 bis 4 Fuß langer Fisch, welcher in seiner Gestalt und im Geschmacke mit dem Hechte viele Ähnlichkeit hat.

Verwandt ist mit solchem der sogenannte Shadfisch im Lorenz-Flusse, den man in Canada nicht sehr hoch achtet, aber in Neu-York desto höher schätzt. Der Ontario-See hat eine Menge Häringe, welche zwar schlechter sind als die Meer-Häringe, jedoch von den Canadiern gern gegessen werden. Die Forellen sind hier zwar schönfarbiger, aber kleiner und seltener als in England. Den sogenannten Weißfisch (vermuthlich der Deutsche Sandart) trifft man westlich am Ende des Erie-Sees. Er hat viele Ähnlichkeit mit der Makrele, und wird hier vor allen Fischen geschätzt. Man trifft ihn ebenfalls in der Mündung des Niagara-Flusses, und auch an ein oder zwey Plätzen des nordwestlichen Ufers des Ontario.

In manchen Seen und im Lorenz-Flusse trifft man den Schwertfisch; aber keinen Aal jenseits des Niagara-Flusses.

Man tödtet in Canada die Fische entweder mit Speeren, oder fängt sie mit Netzen. Mit Angeln fängt man aber hier niemahls Fische, weil nur ein Indianer sich in der Nähe der Flüsse und Seen eine Stunde aufhalten kann, da gerade am Wasser die Mosquitos am ärgsten hausen. Alle anderen in Europa bekannten Fische süßen Wassers trifft man hier ebenfalls.

16.

Wald- und Gartenbäume in Canada.

Alle sonst in Amerika verbreiteten Bäume trifft man auch in Canada an. — Einer der wichtigsten Bäume ist der Canadische Zucker-Ahorn. Ich habe gesehen, daß ein Colonist mit seiner Frau sich von diesem Baume 700 Pfund Zucker jährlich verschaffte, welcher nicht schlechter war als der Westindische. Diese Quantität wurde in 15 bis 16 Tagen gewonnen. Der gewöhnliche Preis in den hintern Niederlassungen ist für das Pfund 2 Ggr. 8 Pf. Ich kenne sogar Familien, die im London-Districte 2000 Pfund Zucker machten. Man bauet eine Hütte im Anfange des Aprills, wo sich die meisten blühenden Zucker-Ahorne finden. Im Regenwetter fließt der kostbare Saft sparsamer. In trockenen Tagen kann aber eine Pflanzer-Familie jene Quantität in 8 bis 9 Tagen gewinnen. Am leichtesten ist die Arbeit, wenn die Nächte kalt und die Tage warm sind; in dieser Zeit muß aber der Saft schnell durch Kochen verdickt werden, weil er sonst zur Weingährung übergeht, und dann nicht mehr zur Raffinirung des Zuckers taugt.

An Geräthe braucht man dazu einen metallenen Kessel von etwa 30 Gallonen Inhalt, und einen kleinen Kochtopf, womit man 500 Pfund Zucker einkochen kann. Der Kessel kostet zwey Pf. St. zehn Sh. Außerdem bedarf man dazu 150 Tröge, acht Behälter und vier Handeimer. Jene Tröge kosten kaum 25 Sh. Die Behälter, welche Oxhofte sind, denen der eine Boden fehlt, das Stück vier Sh., und jeder Eimer zwey Sh. sechs P. Die Tröge kann der Colonist sich nöthigen Falls selbst verfertigen. Ein geschickter Arbeiter macht hier 30 bis 35 Tröge an einem Tage bloß durch Aushauen mit der Axt. Solche konnen daher, wenn sie im Schatten niedergelegt werden, viele Jahre halten. Man zapft dann das Wasser der Bäume ab, bald, indem man den Ahorn anbohrt, bald, indem man mit der Axt ein Loch in den Baum macht. Letzteres schadet aber mehr dem Wachsthume der Bäume als ersteres. Eine kleine

ungefähr 9 Zoll lange Rinne leitet den Saft in den Trog, und wenn der letztere beynahe voll ist, wird er in Eimern nach den Behältern getragen, wo aller Unrath zu Boden sinkt, und der reine Saft bloß durch die Abdünstung in Syrup verwandelt wird. Dieser gekochte Syrup wird dann in andern Behältnissen abgekühlt, und durch ein wollenes Tuch in einen kleinern Kessel geschüttet, mit Eyern, Milch und Rindsblut gereiniget und bis zur Zähe des Zuckers eingekocht. Dann thut man den Saft in Formen, wo er die Gestalt des Zuckerkandis annimmt. Soll aber der Zucker ganz rein werden, so wird er in die Form eines Zuckerhutes geschüttet, aus welcher Form der Syrup durch die Löcher des Fußes der Formen durchsickert. Doch muß man die Tröge sehr rein halten, damit nicht der Zucker von frischem oder unreinem Holze einen Beygeschmack gewinnt. Jede Wunde des Baumes liefert ungefähr 20 Gallonen Saft, aber man macht dem einzelnen Baume nicht über vier Wunden. Fünf Gallonen Saft geben wenigstens ein Pfund Zucker. Man kennt sogar Zucker-Ahorne, welche jeder 14 Pfund reinen Zucker liefern. Zu Mobilien ist dieser Baum seines schönen Holzes halber fast noch geeigneter als das Mahagoniholz. Auch liefert er das beste Brennholz. Der Saft des rothen Ahorns ist zu säuerlich, um Zucker zu liefern.

Die Weißbuche (Fagus ferruginea) dient bloß zur Feuerung; aber die rothe Buche gibt ein treffliches Bau- und Befriedigungsholz. Die sogenannte Blaubuche ist ein bloßer Busch.

Die weiße Eiche ist zwar schlechter als in England, wird aber doch häufig zu Bauten benutzt. Diese Gattung hat zwey Unterarten, die eine nennt man schecki, die andere glatt. Die sogenannten schwarzen, gelben und rothen Eichen werden nicht geachtet.

Die schwarze und weiße Äsche braucht man zum Täfeln der Zimmer, zu hölzernen Nägeln und Eggen.

Eine sehr große Höhe erlangen hier die rothe und weiße Ulme. Die erstere ist gewöhnlich hohl, und daher werthlos; die andere ist dagegen ein gutes Nutz- und Mobilienholz. Die sogenannte Wasser-Ulme enthält, wenn man sie mit der Axt berührt, einen stinkenden Saft von Bernstein-Farbe. Als Bauholz taugt dieser Baum nicht.

Der Baum des sogenannten Eisenholzes ist außerordentlich hart, wird aber nur 40 bis 50 Fuß hoch, und hat nur 1 Fuß Diameter.

Die gemeine Birke (Betula alba) wird oft 120 Fuß hoch bey einem Umkreise von 16 Fuß. Die Indianer machen aus der Rinde schöne Canots.

Das sogenannte Bastholz (Basswood) wird in Ober-Canada wenig geachtet, weil es schlecht brennt, aber in Montreal ist es fünf Mahl theurer als das beste Tannenholz. Man benutzt es zu

Schlitten, Wagen und Mobilien, und schätzt es mehr als Mahagoniholz weil es leichter, dichter und feiner geädert ist; auch spaltet es sich nicht wie anderes Holz.

Der schwarze und der weiße Wallnußbaum liefern größere und schönere Früchte als in Europa, gedeihen auch nur auf dem fruchtbarsten Boden. Der weiße Wallnußbaum heißt in Canada Butternußbaum. Benutzt man den innern Bast des von unten hinauf gerissenen Baumes in den Apotheken, so veranlaßt er Erbrechen. Reißt man aber die Rinde von den Zweigen nach der Wurzel hinab, so wirkt der Bast als eine Purganz. So wunderbar beydes scheint, so wahr ist doch diese Bemerkung. Auch benutzt man diesen Baum zum Färben.

Die süße Kastanie und Hiccori liefern beyde treffliche Nüsse. Unter allen Nüssen Amerika's hat die Hiccori-Nuß den angenehmsten Geschmack. Eine einzige Nuß liefert 10 Tropfen schönen Ohles.

Das sogenannte Knopfholz gehört zum Geschlechte der Sycomoren, erlangt eine erstaunliche Größe und gedeihet an Brüchen und Flüssen. Es liefert schöne Mobilien, und seine feinen Adern haben besondere Ähnlichkeit mit lachsfarbigem Seiden-Sammet.

Weißholz wächst besonders auf feuchtem Grunde, gibt schöne Breter zum Fußboden der Zimmer, ist aber weniger dauerhaft als das Holz der Harzbäume.

Nur die Indianer benutzen den Baum des Balsames von Gilead, und die weiße Pappel zu Bechern, Tischen, Leitern und dergleichen Hausrath.

Die rothe und weiße Fichte (Pinus scholeus) erreichen häufig die erstaunende Höhe von 250 Fuß, selten aber mehr als 18 Fuß Umkreis. Sie ragen über jeden andern Baum im Walde hervor, erlangen aber diese ungemeine Höhe und dieses prachtvolle Ansehen nur im westlichen Districte Ober-Canada's. Alle solche weißen Fichten hat sich die Krone für die Marine vorbehalten, weßwegen dieselben der Privat-Mann nicht niederschlagen darf.

Die Kiefertanne findet man hauptsächlich in Ober-Canada. Sie wird aber selten hoher als 50 bis 60 Fuß, und biethet, während im Winter die Erde mit Schnee bedeckt ist, und keine andere Pflanze Laub trägt, durch das dunkle Grün ihrer Nadeln und die Kegelgestalt des Wuchses der Zweige einen sehr schönen Prospect.

Sehr hoch wächst die weiße Pechtanne, so wie die schwarze; erstere sah ich 90 Fuß hoch.

Die Canadische Fichte oder Schierlingstanne gleicht in Blättern dem Eibenbaume; in Canada benutzt man die jungen Sprossen zum

Thee ohne Rahm und ohne Zucker, ungeachtet der Geruch harzartig ist.

Der Lerchenbaum, hier tamerack genannt, wächst besonders in morastigen Gegenden, und mit den gespaltenen Scheitern dieses Holzes pflegt man Befriedigungen zu machen.

Die weiße Ceder ist wegen ihrer hohen Dauerhaftigkeit berühmt. Die Canadier pflegen zu sagen, ihr Holz daure ewig, und sey daher besonders zu Fensterholz geschickt. Die rothe Ceder findet man nur sparsam.

Man sieht selten Äschen, Thränenweiden und Lombardische Pappeln. Im Allgemeinen sind in Canada die Bäume gerade, hoch, und haben sehr wenige Zweige, weil sie in den Urwäldern so gedrängt neben einander aufwachsen, bis am Ende der kräftigere Baum die niedrigen Gipfel unterdrückt und dadurch Raum zur eigenen Ausbreitung gewinnt.

Zwar ist es auffallend, daß die Pflanzer nicht einige ehrwürdige Bäume des Schutzes und der Zierde halber neben ihren Wohnungen stehen ließen, aber wegen der fetten Ober-Erde laufen hier ihre Wurzeln horizontal, und nicht tief unter der Oberfläche. Ist nun zugleich dieser Boden, der aus alter Pflanzenerde besteht, nicht dicht, so ist die natürliche Folge, daß ein Baum, welchen die Axt des Colonisten schonte, und der Wind nachher, wenn er frey steht, von allen Seiten zu schütteln vermag, sehr bald umgeworfen werden muß, und daß ein solcher umgerissener Baum im Sturze das hölzerne Haus des Colonisten zu zerschmettern vermag. Aus dieser Ursache trifft man keine alten Bäume in der Nähe der Wohnungen. Da, wo der Amerikaner unfähig ist, seine ungeheuren Baumstämme als Bauholz zu benutzen, verwandelt man die Asche der verbrannten Stämme in Pottasche, und verkauft alsdann den Bushel für 7 Pence.

In England hat man von einer schönen Gegend ganz andere Begriffe als in Canada. In ersterem verlangt das Auge eines reichen Gutsbesitzers die Mischung von Berg und Thal, Wald und Wasser, Unfruchtbarkeit und Fruchtbarkeit. Das üppige Leben und das allmähliche Hinsterben der Pflanzen will er, wie in einem Gemählde, mit Einem Blicke übersehen können. Der Pflanzer in Canada hat dagegen der Wälder und des Wassers zu viel. Das Gemeine ist ihm zu alltäglich. Ferner findet er nichts anmuthiger, als den üppigsten Pflanzenreichthum in nützlichen Gewächsen stets vor Augen zu haben. Alles, was nicht Nutzen bringt, mag er nicht sehen. Daher findet er nichts schöner als die Ansicht üppiger Kornfelder, Weiden und Wiesen mit Befriedigungen todten Holzes, und freut sich eines Blickes auf den Ahorn oder einen andern nützlichen Baum, der wie ein Telegraph

seine Aufmerksamkeit in der Ferne fesselt. Mit schwerer Arbeit, bis er ein Greis wird, reiniget er seinen Boden von Bäumen, und verwandelt ihn in Pflugland, baut die unentbehrlichen Wohn- und Wirthschaftsgebäude, erspart sich, so viel es angehen will, die Hülfe theurer Tagelöhner, und verrichtet möglichst alle Arbeit mit seiner Familie persönlich. Der Mann, der täglich seine Hammelkeule mit dem Gemüse seines Geschmackes verzehren kann, setzt darein mehr Behagen, als in eine gerade zierliche Kleidung. Seinen Körper gut zu nähren, ist ihm wichtiger, als die äußere Verschönerung seiner Kleidung oder seines Gartens. Er ist so vernünftig, lieber in Überfluß Schweinebraten und Pudding zu essen, als darauf Geld und Arbeit zu verwenden, daß etwa ein Fremder seinen Landsitz schön und geschmackvoll finden mag.

Man trifft hier nicht selten Bäume, welche mehr als 30 Fuß Umkreis an der Wurzel haben; man kann aber bey diesen Bäumen selten das Alter mit Genauigkeit bestimmen, weil sie gewöhnlich hohl und im Herzen verfault sind. Einst zählte ich die Zirkel, welche die Verhärtung des Saftes in jedem Jahre gebildet hatte, bey einer Äsche, und obgleich der Baum nur einen Diameter von 3 Fuß hatte, so zählte ich dennoch, daß er bereits 312 Winter den Stürmen getrotzt hatte. Daraus scheint zu folgen, daß ein Baum von 10 Fuß Diameter wenigstens 1100 Jahre alt seyn muß. Ich behaupte dieses um so zuverlässiger, da ich bemerkt habe, daß die Kreise mit dem Alter nicht breiter werden.

In Canada findet man sehr wenig Unterbusch. Daher habe ich dort nur eine Gattung Hagedorn von grobem Wuchse und großen Blättern, verschiedene Gattungen von Hagebutten und wilden Rosen gefunden. Es fehlt hier die Stechpalme, Buchsbaum, Laburnum, Lorestina, Lilac und andere Gebüsche, welche das Auge vergnügen, und Wohlgeruch verbreiten. Auch fehlt hier der Epheu und der Lorbeerbaum.

In verschiedenen Gegenden Ober-Canada's findet man das beliebte Je länger Je lieber; aber die schöne Blüthe hat nicht den Honiggeruch, wie in Europa. Desto reicher pflegen hier die Baumgarten zu seyn; sie tragen ohne alle Mühe des Pflanzers herrliche Äpfel, besonders in den westlichen Districten, und liefern einen guten Äpfelwein, welchen man aber gewöhnlich bereits im Winter verzehrt. Der Pflanzer pflegt die Tonne von 32 Gallonen für 3 Rthlr. 8 ggl. zu verkaufen. Der Wirthshaus-Preis ist jedoch sieben Mahl höher. Man kauft gewöhnlich den Bushel Äpfel (60 Pfund) für 10 ggl. Die Pflanzer pflegen solche zu schälen, in Scheiben zu schneiden, und an einem langen Faden aufzuhängen, indem man beyde Enden zu-

sammenknüpft; man trocknet solche am Herde, und benutzt sie allmählich zur Speise, weil man das Vorurtheil hegt, daß Canada zu kalt sey, um sie in Heu oder Farrenkraut im Winter in eigenen Zimmern zu verwahren.

Pfirsiche gedeihen nur in den wärmeren Districten, woselbst sie in üppiger Fülle wachsen. Das Bushel gilt 12 ggl. und man trocknet solche gerade wie die Äpfel. Dagegen habe ich dort niemahls Birnen gesehen; kleine, wohlschmeckende rothe Kirschen hat man aber häufig. In den Wäldern findet man viele wilde schwarze und rothe Kirschen auf Bäumen von 9 Fuß Umfang und 120 Fuß Höhe, welche man nur erlangen kann, wenn man den Baum fället. Diese Früchte verzehren meistens die wilden Tauben, jedoch nicht eher, als wenn sie völlig reif sind.

Pflaumenbäume findet man besonders in Nieder-Canada. In den Districten London und des Westens in Ober-Canada wachsen sie wild, sind aber kleiner und schlechter als Gartenpflaumen. Grüne und schwarze Pflaumen habe ich dort niemahls angetroffen.

Den sauren und saftigen wilden Holzapfel schätzt man dort sehr, und behandelt ihn in der Küche wie in Irland die Stachelbeeren. Letztere trifft man in allen Wäldern. Der Busch hat aber viele Dornen und die Frucht ist hart und mit Haaren besetzt. Wenn sie aber abgeschält und mit Rahm und Zucker vermischt sind, so schmecken sie sehr gut.

Schwarze und rothe Johannisbeeren sind dort einheimisch, und edler als die Stachelbeeren. Bey gehöriger Gartenpflege würden sie vorzüglicher seyn.

Kransberen, Heidelbeeren, Bickbeeren und Brombeeren sind in Canada häufig, und werden geschätzt. Die Canadische Wald-Erdbeere ist fast so gut als die schönste Garten-Erdbeere. Schon werden sie in den Gärten größer als sie in den Wäldern waren. Brombeeren sind weit besser in Canada als in Europa, und werden dort mit Rahm und Zucker gegessen. Himbeeren sind klein und schlecht. Auch Wein wächst in den Wäldern Canada's; aber die Beeren sind klein und sauer; sie würden sich jedoch bey gehöriger Pflege gewiß sehr verbessern.

17.

Garten- und Feldfrüchte in Canada.

So wenig auch die Pflanzer in Canada auf ihre Gärten verwenden, so trifft man doch daselbst manche wohlschmeckendere Pro-

ducte, als die höhere Gartenkunst in Europa zu liefern vermag. — Die im Freyen ausgesäeten Melonenkerne haben eine Große und einen Wohlgeschmack, welchen ihnen die höchste Gartenkunst in England nicht zu geben vermag. Sie wiegen, so wenig man auch Arbeit und Kosten auf die Cultur wendet, in Ober Canada gewohnlich 20 bis 50 Pfund. Schon dieses beweiset, wie günstig Canada's Klima jeder Garten-Vegetation seyn würde, wenn man mehr daran wendete. Man ist aber zu träge und zu nachlässig, alle Vortheile des dortigen milden Himmels zu benutzen. Regnete es in Canada Manna vom Himmel, so wage ich zu behaupten, daß die Canadier ihn mit dem Munde auffangen würden. Wäre er aber auf die Erde gefallen, so behaupte ich, daß sie überlegen würden, ob es der Mühe verlohne, ihn aufzuheben.

Gurken, Kürbisse, Granat-Äpfel sind hier bey aller nachlässigen Gartenpflege äußerst wohlschmeckend. Der hiesige in den Gärten gezogene rothe Pfeffer ist dem Cayenne-Pfeffer völlig gleich. Die Wurzeln der rothen Beere findet man sehr häufig, weil die Canadier solche lieben; doch haben dieselben keinen ausgezeichneten Wohlgeschmack. Sehr nachlässig erzieht man Radies-Wurzeln und Pastinaken; doch habe ich hier Pastinaken von 18 Zoll Länge und 2 Fuß im Umfange gesehen. Die verschiedenen Kohlarten leiden hier zu sehr durch die Insecten, und haben daher keinen vorzüglichen Wohlgeschmack.

Die gemeine weiße oder Windsor-Bohne kommt hier niemahls zur Vollkommenheit; aber Französische Bohnen und Erbsen hat man hier von jeder Art in Menge, und sie gerathen vortrefflich.

Zwar bauet man in den Gärten wenig Sellerie, Spargel, Spinat, Seekohl; aber wo man sich die Muhe gibt, sie ziehen zu wollen, gerathen sie recht gut. Im südwestlichen Ober-Canada konnten alle Producte Italiens gedeihen; denn der Sommer ist dort sehr lang und sehr heiß, und Fahrenheits Thermometer steht im Schatten von 70 bis 105 Grad.

Überall gedeihet Getreide vortrefflich, und Reiß würde daselbst wachsen, da es kleine Flüsse genug gibt, welche ihre Ufer überschwemmen. In der Nähe der sogenannten Reiß-Seen, im Districte New-Castle in Ober-Canada, wächst der Reiß sogar wild, womit sich die wilden Vögel mästen, und die Indianer sind so klug, den wilden Reiß zur Nahrung zu sammeln, indem sie zwischen den natürlichen Reißfeldern mit ihren Canots schiffen, und die reifen Ähren abschneiden. Sogar verkaufen sie von dieser großen Reißart mit brauner Hülse den Colonisten zu deren Hausbedarf.

In Ober-Canada gewinnt man von jedem Acker, der mit einem Bushel besaet wird, in den westlichen Districten Ober-Canada's un-

gefähr 25 Bushel. In dem übrigen Canada jedoch nur höchstens 16. Oft legt man ihn in Linien, und hackt zwischen solchen durch Zwischenpflügen das Unkraut aus. Zwischen die einzelnen Pflanzen legt man Kürbisse, welche hier trefflich gedeihen. Auf diese Art pflegt hier der Acker 1200 Stück zu liefern, welche in der Haushaltung oder von den Thieren verzehrt werden.

Den Winterweitzen säet man zwischen dem ersten August und der Mitte des Septembers, auch wohl noch etwas später. Den Sommerweitzen dagegen um den 20. Aprill, welcher am Ende des Augustmonathes reif ist, nachdem drey oder vier Wochen vorher der Winterweitzen geerntet worden ist. Der Acker liefert gewöhnlich 25 Bushel Winterweitzen. Der Sommerweitzen ist von gleicher Güte mit dem Winterweitzen, aber er ist nicht so einträglich und nicht so sicher im Ertrage. Die sogenannte Hessische Fliege thut den Weitzenernten bisweilen vielen Schaden. Sie legt ihre Eyer im Herbste zwischen die aufstehenden Blätter der Weitzenpflanze. Der ausgebrütete Wurm durchbohrt die Pflanzenröhre, und durchschneidet solche bisweilen, welches den Ertrag der Ernten oft sehr vermindert. Man säet übrigens auf den Acker 45 bis 60 Pfund. Der Rocken wird besonders in Ober-Canada zum Branntweinbrennen stark gebauet. Der Acker liefert gemeiniglich 20 Bushel, und ist in der Regel 25 Procent wohlfeiler als der Weitzen.

Der hiesige Hafer ist schlecht, weil man sehr schlechte Saat säet.

Die Gerste pflegt in Ober-Canada 20 Bushel per Acker zu liefern. Weil aber nur die größten Städte Brauereyen haben, so wird sie, wegen mangelnden Absatzes, wenig gebauet.

Wenn gleich hier der Acker 80 Bushel Hirse liefert, und nur $\frac{3}{4}$ Bushel Samen kostet, so bauet man dennoch dieses nützliche Product sehr wenig. Sobald man den Wald von Bäumen gereiniget hat, schlägt sehr reichlich der weiße Klee auf. Es ist aber das Timothy-Gras noch nützlicher, da es wegen seiner tiefen Wurzel besser als andere Grasarten die Hitze des hiesigen Sommers ertragen kann. Wenn man rothen Klee, Lucerne und andere edle Grasarten zieht, so muß man solche säen, darf aber dann reiche Ernten erwarten.

Die Kartoffeln sind in Canada wässerig und geschmacklos, dabey immer so theuer, daß sie des Preises wegen gebauet zu werden verdienen; aber der Canadier darf in einem so volksleeren Lande nur auf geringen Absatz rechnen. Die gewöhnliche Ernte ist 170 Bushel von einem Acker. Man pflanzt sie nicht in Linien, wie in Irland, und braucht nur 480 Pfund auf einen Acker, weil man sie weit von einander legt und sehr stark mit dem Kartoffelpfluge häuft, mit dem man auch solche im Herbste aus der Erde pflüget. Die Kartoffeln,

welche man zum Winter aufbewahrt, sind, nachdem der Schnee verschwunden ist, kaum mehr eßbar.

Man säet die Turnips zum Schaffutter um den 25. July. Sie scheinen gut zu gedeihen; aber kein Pflanzer baut mehr davon, als höchstens einen Acker, weil kein Landmann mehr als 50 bis höchstens 100 Schafe hält. Bisweilen hat man 400 Bushel von einem Acker gewonnen; die Hälfte mag aber vielleicht das Gewöhnlichere seyn. Übrigens versteht man nicht, sie vor der hiesigen starken Kälte zu bewahren.

Der in London und in den westlichen Districten Ober-Canada's gebaute Tabak wird zwar noch wenig benutzt; die Versuche haben jedoch einen so trefflichen Tabak geliefert, daß diese Districte vorzüglich Tabak und Hanf bauen müßten, besonders jetzt, da der Weitzen so niedrig im Preise steht, daß ihn der Landmann fast mit Schaden baut.

So sehr auch Canada's Klima und Boden sich zum Hanfbaue eignen, so haben doch bisher beyde Canada's nicht einmahl so viel Hanf gebaut, um daraus die Stricke für ihre Verbrecher zu drehen, und die Regierung hat nichts gethan, um die Colonisten zur Production zu ermuntern, weil man glaubte, daß im milden Klima von Canada die Hanffäden eben so fein gerathen würden, als in dem heißen Ostindien. Der wahre Grund, warum der Hanf dort nicht gebaut wird, ist folgender: Erstlich wollen die Priester keinen Hanfbau, weil sie von diesem Erzeugnisse keine Zehenten ziehen. Zweytens, die Gutsherren widersetzen sich, weil der Ertrag ihrer Mahlmühlen ihr Haupteinkommen ausmacht, und sie besorgen, daß nach eingeführtem Hanfbaue weniger Weitzen als vormahls auf ihren Mühlen gemahlen werden möchte, und drittens sind die Kaufleute ebenfalls dagegen, weil sie voraussehen, daß alsdann unter den Landleuten viel bares Geld umlaufen würde, welches den bisher ihnen so nützlichen Tauschhandel umgestalten könnte. Ich möchte dagegen vorschlagen, den Priestern in Nieder-Canada den Zehenten des Hanfes einzuräumen, und bin überzeugt, daß allein Ober-Canada allen Hanf zu liefern vermöchte, den die Marine Großbrittanniens bedarf.

Zwar baut hier jeder Colonist für seinen Hausbedarf Flachs, aber nur Wenige zum Verkaufe. Doch wurden im Jahre 1820: 9601 Bushel Leinsaat ausgeführt. Gewöhnlich begeht man nähmlich das Versehen, den Flachs zu dünn zu säen, daher hat er zu viele Seitenzweige und zu grobe Fäden. Wenn man ihn aber sehr dick säete, so würden die Stangen höher aufschießen, und die Fäden würden so fein seyn, als in Irland. Hat man die Absicht, viel

Saat zu gewinnen, so muß man allerdings sehr dünn säen, und desto dicker, wenn die Ernte des feinen Flachses die Hauptsache ist. Die Wohlfeilheit des Getreides und des Schweinefleisches dürfte aber jetzt die Canadier zwingen, mehr als vormahls Flachs zum eigenen Hausbedarf zu spinnen, weil ihre Erzeugnisse zu wohlfeil geworden sind, um sich ihre Kleidung künftig von den Kaufleuten zu kaufen.

18.

Medicinische Kräuter und Pflanzen in Canada.

Da unsere Felder und Wälder bisher noch nicht von geschickten Botanikern, und weder von den Doctoren Hoppe und Hornschuch, noch vom Baron Humboldt untersucht worden sind, so wissen wir noch wenig von den Heilkräften der hiesigen Pflanzen. Zwar sind die Indianer hiervon sehr wohl unterrichtet, aber diese mißtrauischen Menschen sind in nichts geheimnißvoller als in ihrer Heilkunde. Es war eine Zeit, wo man sehr viel Gensing-Wurzel aus Canada nach Frankreich führte. Sie hat, wenn sie getrocknet worden, den süßen Geschmack der Lakrizen-Wurzel; aber dabey aromatische Bitterkeit. Von Frankreich hat man eine sehr große Masse dieser Wurzeln nach China ausgeführt; aber man wollte wenig Arbeit an die Dörrung wenden, und trocknete sie so unvorsichtig in den Backöfen und auf Darren, daß die klugen Chinesen, welche unter allen Völkern allein die Wurzel schätzen, bald fanden, daß sie durch die zu starke Dörrung ihre wohlthätigen Eigenschaften verloren habe. Noch immer wächst in Ober-Canada viel Gensing; aber man kann ihn nicht mehr verkaufen.

In Europa hält man die Capillar-Pflanze oder Mädchenhaar (Adianthum, Linn.) für ein Gift, welches rasende Fieber herbey führt; in Canada hat man dagegen den Glauben, daß sie ein Heilmittel wider die Fieber sey.

Die kriechende Sassaparilla und Bittersüß nutzen die Canadier als Stärkungsmittel; sie sind zur Blutreinigung nützlich.

Als adstringirende Mittel braucht man die Bitterwurzel und die Ranunkel, und heilt damit die Ruhr.

Die Gentianwurzel braucht man gegen alle Gichtbeschwerden.

Die im Geschmacke so stechende und in der Wirkung reitzende und schweißtreibende Seneka-Schlangenwurzel gebraucht man allgemein wider Fieber, Kälte in den Gliedern und Knochenschmerzen.

Die Wurzeln der Brembeeren und jene Schlangenwurzeln braucht man zur Heilung des Krebses, der Finnen, dicker Hälse und geschwollenen Mundes.

Frauenmünze, Isop, Wurmholz, Wasserkresse, Pisang, Marsch, Malven, Flöhkraut (Pulegium, Linn.), und andere aromatische Pflanzen der Materia medica scheinen hier einheimisch zu seyn; denn man sieht sie überall.

Der Decoct von Branntwein und Blutwurzeln, deren blutrother Saft ausströmt, wenn man solche aus einander bricht, ist ein allgemeines Heilmittel wider die Gicht.

Der Sumach wird in Canada 10 Fuß hoch, und liefert eine Menge dunkelrother Beeren, welche die Canadier zu ihrem Essig benutzen, die Färbekraft dieser Pflanze jedoch nicht kennen.

Wohl kennen sie aber den sogenannten Giftbaum dieses Geschlechts, welcher auf feuchtem Boden wächst. Die Ausdünstung dieses Baumes ist sogar schwächlichen Nerven so gefährlich, daß manche Menschen sich, ohne krank zu werden, dem Baume nicht einmahl nähern dürfen. Wenn einige Personen diesen Gift-Sumach berühren, so schwellen ihnen Hände, Gesicht und Lenden, ihr ganzer Körper wird mit Geschwüren und Blasen bedeckt, und das Auge leidet ebenfalls dadurch sichtbar. Dagegen gibt es andere Personen, welche die Zweige des Giftbaumes fassen, und solche, ohne Nachtheil ihrer Gesundheit, sich um den Leib winden können.

Auch der sogenannte giftige Epheu, eine am Boden kriechende Schmarotzerpflanze, sonst aber dem Europäischen Epheu in nichts ähnlich, ist in Canada bekannt. Die Franzosen nennen diese Pflanze Flöhkraut, welches fast gleiche Eigenschaften wie der Gift-Sumach zeigt. Herr Lambert sagt, daß, wo diese Pflanze sich findet, man auch viele rothbunte Maykäfer antreffe, welche, so lange sie auf den Blättern dieser Pflanze verweilen, eine glänzende Goldfarbe haben. Nimmt man sie aber von diesem Baume, so erscheinen sie wieder in ihrer gewohnlichen Farbe. — Das Heilmittel wider die Vergiftung durch Flöhkraut ist das Einnehmen von Terpentin oder einem andern starken Curmittel. Seife und sauerer Rahm auf die Geschwulst gelegt, treiben das Gift aus dem Körper, und vermindern die Geschwulst.

Der Sauerampfer mit rother Spitze, der Fuchsschwanz, das Wintergrünn (Pyrola, Linn.), finden sich in beyden Canada's überall.

Die Kornelkirsche und die stachliche Äsche (Zahnwehbaum) sind in den westlichen Districten häufig. Man braucht derselben Rinde, und diejenige des wilden Kirschbaumes als Surrogat der Fieberrinde. Das Holz der Kornelkirsche und des Buchsbaumes haben manche Ähnlichkeit, aber auch Verschiedenheiten.

Ferner sind in Canada einheimisch das sogenannte Gewürzholz, der goldene Regen, die Alantwurzel (Inula, Linn), die Lobelia und Sassafraß.

In beyden Provinzen wächst der Baumwollenstrauch überflüssig. Die eyförmige Hülse desselben ist ungefähr 6 Zoll lang und hat eine weiche seidenartige Wolle. Man stopft damit die Betten in Ermangelung der Federn, ich glaube aber, daß die Wolle auch spinnfähig ist. Die jungen Schüsse werden, wie der Spargel, von den Canadischen Bauern in Quebeck auf den Markt gebracht. Im Monathe August liegt viel Honigthau auf den Blättern, woraus ein Londoner Bürger einstmahls einen Honigzucker bilden wollte, der auch den Plan hatte, durch gesammelte Bienen sich Bienen-Colonien zu verschaffen.

In vielen Gärten beyder Canada's findet man den sogenannten Zwiebelbusch, welcher 3 bis 4 Fuß hoch wird. Fast an der Spitze jedes Busches wächst eine Traube von zwiebelförmiger Gestalt, etwa von der Größe einer Wallnuß. Nimmt man solche nicht zur gehörigen Zeit ab, so machen die einzelnen Zwiebeln neue Schößlinge, welche aber kleiner gerathen. Man hält sie in den Küchen von Canada für eben so gut als die Wurzelzwiebeln. Legt man eine der auf diese Art gewonnenen kleinen Zwiebeln im Herbste in die Erde, so macht diese Zwiebel nicht bloß viele Schüsse, sondern vergrößert sich auch in der Substanz wie eine Wurzelzwiebel; doch liefert sie in diesem Jahre noch keine Buschzwiebeln. Bewahrt man aber die Mutterzwiebel bis zum nächsten Frühjahre auf, und legt sie dann in die Erde, so liefert sie eine gute Menge der Buschzwiebeln.

Eines der ersten Gewächse des Frühjahres in Canada ist der Knoblauch. So wie der Schnee verschwindet, bedeckt sich die Erde in den Wäldern allgemein mit diesem Kraute, welches alle vierfüßigen Thiere gern fressen; aber in den ersten fünf Wochen schmeckt Milch und Butter allgemein nach Knoblauch. Weiterhin hat der Waldknoblauch alle möglichen Farben in seinen Blumen.

Ein anderes gemeines Gewächs in Canada ist die wilde Rübe (Turnip). Die Wurzel dieses Krautes ist der weißen Rübe sehr gleich. Der Stamm wächst 2 bis 3 Fuß hoch, und hat schöne buntgefärbte Blätter, welche jedoch keine Ähnlichkeit mit Europäischen Rübenblättern haben. Die Blüthe ist etwas tulpenartig, und die Wurzel ein Hausmittel in Canada wider Leibschmerzen. Übrigens ist der Geschmack der Wurzel noch schärfer als Cayenne-Pfeffer.

Der Wachholderbaum nimmt sich hier durch sein Immergrün trefflich aus, und hat sehr viele Beeren, welche einen guten Ausfuhr-Artikel nach Europa bilden könnten.

Das hiesige Rennthier-Moos, eine Gattung wilden Hafers, und grobes Riedgras wachsen in den Sümpfen und kleinen Seen.

Der See-Pisang, der See-Hederich, der sogenannte Lauriger, und die See-Erbse sind in Canada gewiß einheimisch; denn selbst die Indianer benutzen solche.

Das sogenannte Indianische wohlriechende Gras dient in Canada statt des Lavendels; ertheilt den Kleidungsstücken, wenn es zwischen solche gelegt wird, einen Wohlgeruch, und hält Ungeziefer davon ab.

Statt des Thees braucht der Canadier eine Menge von Knospen oder Blättern, und statt des Kaffeh's, Alles, was man in Europa demselben zu substituiren gewohnt ist.

19.

Naturmerkwürdigkeiten von Ober-Canada.

Der Strudel zwischen den Wasserfällen des Niagara und dem Dorfe Queenstown ist bisher noch nicht von den Naturforschern erklärt worden. Er findet sich im Flusse Niagara nahe bey einem steilen, 200 Fuß hohen Ufer. Bäume von ungeheurer Größe umschatten diesen Strudel von allen Seiten, und scheinen gewisser Maßen in stater Bewegung zu seyn. Der Fluß fließt oberwärts sehr schnell, und ist, in einem nur 150 Englischen Ellen breiten Canal, sehr tief; im Strudel erweitert er sich auf wenigstens 500 Fuß Diameter eyförmiger Gestalt, so daß der Umkreis des Strudels wenigstens 6000 Fuß ist. Nahe bey dem Strudel wird der Strom schneller, und fällt mit Tosen über einen Damm 50 Fuß tief in das Becken des Strudels; dann läuft der Fluß nördlich mit Heftigkeit rund um die Felsen, welche ihn umgeben, und erlangt erst jenseits eines überhängenden felsigen Vorgebirges seinen ruhigern vorigen Lauf wieder. Alle 5 oder 6 Minuten bildet sich hier eine starke Fluth, welche etwa von einer halben Stunde zur andern um 80 Zoll steigt und fällt. Alles, was auf dem Wasser schwimmt, und zufällig in diesen Strudel kommt, bleibt darin mehrere Tage, bis es endlich am äußersten Rande des Strudels ausgeworfen oder vom schnellen Strome in den gewöhnlichen Canal weggerissen wird. Es ist eine Eigenthümlichkeit dieses Strudels, daß er in der Mitte nicht, wie anderswo der Fall ist, Wirbel drehet.

Die Wasserfälle zu West, Flamborough und im Districte Gore sind, weil sie abgelegen sind, wenig bekannt. Sie liegen nur eine

halbe Meile von einander entfernt, aber an zwey verschiedenen kleinen Flüssen, die in geringer Entfernung vom untersten Falle sich mit einander vereinigen, dann durch das Dorf Cootes-Paradies fließen, und nachher in die Burlington-Bay stürzen. Das Wasser des sogenannten großen Falles stürzt ungefähr 130 Fuß hinab mitten durch ausgewaschene Felsen. Unterwärts des Falles strömt der Fluß im Schlangenlaufe durch eines der wildesten Thäler, welche ich jemahls sah.

Fast noch romantischer ist der sogenannte kleine Fall, von dem man nichts eher sieht, als bis man wenige Fuß von ihm entfernt ist, und selbst diese Annäherung ist schwer wegen des vielen Unterbusches und der ungeheuren Bäume, deren tiefhängende Zweige die Ansicht des ganzen Falles hindern.

Ehe man zu diesem Falle kommt, fließt der kleine Fluß in einem engen Canale durch die Spitze eines felsigen Hügels, welcher etwa 200 Fuß höher als das nahe gelegene Land ist. Daher scheint hier gleichsam durch eine Erschütterung der Felsen gespalten zu seyn. Das untenliegende Thal hat das wildeste Ansehen. Man sieht darin große Bäume, welche entwurzelt zwischen ungeheuren Felsenblöcken da liegen. Die Wassermasse, welche hinabstürzt, ist freylich nicht gar groß; aber der steile Fall beträgt 150 Fuß. Auch ist natürlich im Winter wegen mehreren Wassers der Fall weit schöner, wenn besonders die Kälte den Damm von dem Reife gefrieren läßt, womit die nahen Bäume bedeckt sind.

In einem Thale zwischen Flamborough, West und Ankaster erblickt man eine halbe Meile von diesem Felsen eine Mineral-Quelle, welche, nach ihrem starken Geruche, höchst schwefelhaltig ist. Es kommen meilenweit die Thiere her, um von diesem Wasser zu trinken.

Nahe bey Long-Point erblickt man eine noch stärkere Schwefelquelle, da alle Steine am Ufer mit reinem Schwefel incrustirt sind. Nicht weit von dem berühmten Wasserfalle Niagara dunstet eine Quelle so reines Schwefelgas aus, daß es sofort eine Fackel anzündet. Man benutzt dieses Wasser zur Heilung der Hautkrankheiten; es ist aber noch nicht chemisch untersucht worden.

In der Mitte des Flusses Themse, nicht weit vom Flusse Delaware, liefert dieser Fluß täglich einige Quarter mineralischen Öhls, welches sehr übel riecht, aber die Ungelenksamkeit der Glieder der Gichtkranken heilen soll; indem man es oft sowohl innerlich als äußerlich gebraucht.

Man findet überall in Ober-Canada Salzquellen. Da aber die Salzgewinnung mit Mühe und Kosten verbunden ist, und wenige Landbesitzer ein Capital haben, so kauft man das meiste Salz lie-

der von den Amerikanern, da die Provincial-Regierung in Ober-Canada sich wenig um den Wohlstand der Provinz bekümmert; aber desto eifriger dafur sorgt, daß der arme Einwanderer, welcher sich einbildet, daß er sein Loos in der Wildniß umsonst bekommen werde, 50 Dollars Kanzelley-Gebühren von jedem 100 Acker bezahlen muß. Man hat sogar die Abgabe auf die Einfuhr des Salzes aus den vereinigten Staaten vermindert.

Gyps- oder Kalk-Sulphat findet man verschiedentlich in Ober-Canada, besonders aber am Flusse Ouse Auch hier zeigt sich das Gypsen der Saaten auf armen Sandboden von geringem Nutzen. Der Acker bedarf für die Saat des Mais nur etwa ein Weinglas voll des Gypses, und wenn man Weitzen mit dem Wurfe säet, etwa 4 bis 5 Bushel.

Ober-Canada besitzt gute Mergel-Lager, Pfeifenthon und Bleyweiß, so wie an den Ufern des Sees Gananoqui, und überhaupt in Ober-Canada, Schwarzbley und gelben Ocker.

Canada ist sehr reich an Eisen, besonders an dem sogenannten Hagelerz. Demungeachtet besitzt die Provinz erst zwey Eisengießereyen, von denen die eine für Rechnung eines Hauses in Neu-York und die andere für ein Dubliner Haus betrieben wird. Da indessen jeder Arbeiter 40 L. St. bey freyer Kost und Wohnung jährlich an Gehalt bekommt, so hat eine solche Fabrik Mühe, zu bestehen, so sehr man auch zum Sieden der Pottasche, zum Zuckerkochen und überhaupt für den Haushalt eiserner Geräthe bedarf. Die Dubliner Eisengießerey zu Marmora, im Mittellandischen Districte, verkauft alles Eisengut in einzelnen Stücken das Pfund zu 2 Ggr. 8 Pf., den Zentner Stangeneisen zu 6 Rthlr. 16 Ggr., und das Pfund Stahl zu 4 Ggr.

20.

Klima in beyden Canada's. — Wirkungen des Frostes auf den menschlichen Körper. — Meteorologische Bemerkungen. — Krankheiten. — Das Nordlicht und andere atmosphärische Beobachtungen.

Es hat keinen Zweifel, daß, wenn Nord-Amerika mehr als bisher von Bäumen gereiniget und seine Sümpfe entwässert seyn werden, alsdann das Klima sich sehr verändern würde. Noch sind 95 Procent des Bodens in Canada Urwald, und schon bemerkt man, daß die Luft milder geworden ist, daß die den Menschen so lästigen Gewürme und Insecten abgenommen haben, daß manche Sümpfe

verschwunden sind, daß Menschen und Thiere, wo die Sonne Zutritt hat, sich besser befinden, sowohl im Winter als im Sommer. Dagegen sind manche kleine Bäche verschwunden, so wie man die alten Waldbäume ausrottete, zwischen denen sie sich schlängelten. Auch nimmt die Feuchtigkeit der Atmosphäre ab, sobald die Masse der Bäume in einer Gegend sich vermindert. In Nieder-Canada fängt der Winter schon mit dem 20. October an, und der Schnee pflegt bis zum 16. Aprill zu liegen. Im Winter wechselt dort die Kälte von 10 Grad über Zero bis 30 Grad unter Zero. Im westlichen Ober-Canada fängt der Winter erst in der Mitte des Decembers an, und der Schnee verschwindet gegen das Ende des März-Monathes, aber die Grade der Kälte sind in Ober- und Nieder-Canada ungefähr gleich. In Ober-Canada dauert der Sommer länger, und ist heißer, als in Nieder-Canada.

Der mit Kleidung wohlversehene Canadier erträgt die Kälte ohne Beschwerde, wenn gleich bisweilen Säufer unter Weges erfrieren, oder sich Glieder abnehmen lassen müssen, oder große Unvorsichtigkeiten diese natürliche Folge haben; aber bey der großen Hitze in Ober-Canada wird Mancher oft einige Monathe bettlägerig.

Das Resultat meiner meteorologischen Bemerkungen ist, daß, wenn es in Ober-Canada einmahl zu frieren angefangen hat, der Frost vor dem Frühjahre wenig unterbrochen wird; auch fällt dort der Schnee selten über zwey Fuß hoch. Im Winter pflegt man hier zu reisen und die Güter zu transportiren; aber in den neuen Niederlassungen ist noch mancher Baumstumpf in den Wegen nicht verfault. Man fährt gern Schlitten, und kleidet sich auf Winterreisen sehr warm in einen Bärenpelz mit einer Fußdecke von Büffelhaut. Zeitig im Frühjahre verschwindet der Schnee. Der Landmann fängt vom 1. Aprill an zu pflügen, säet am 20. seinen Sommerweitzen, und am Ende des Mays seine Gerste und seine Kartoffeln.

In den ersten Tagen des Juny wird das Wetter warm, und es zeigen sich Wechselfieber. Stehende Wasser veranlassen diese Unpäßlichkeiten nicht, und ich möchte auch nicht behaupten, daß faulende Vegetabilien diese Krankheit begründen; wenigstens nehme ich nicht an, daß eine solche Luft die alleinige Ursache ist; denn diese Fäulung existirt allenthalben, und doch nimmt man nicht überall Fieberkrankheiten wahr, welche auch nicht gerade immer in niedrigen Gegenden herrschen. Selbst in den sehr sumpfigen Provinzen Ober-Canada's herrschen die bösen Fieber nur hier und da, indessen es in den westlichen Provinzen nur wenige Personen von 20 Jahren gibt, welche nicht mehrere Mahl vom Fieber heimgesucht worden sind. Am ärgsten wütheten die Wechselfieber und Gallenkrankheiten im

Sommer 1819. Der damahlige Sommer war ungemein heiß, aber auch trocken, und von zehn Familien blieb kaum eine vom Fieber verschont. Merkwürdig ist, daß zu gleicher Zeit Ober-Canada, im Vergleiche mit dem Gebiethe der vereinigten Staaten, unter gleicher Gradbreite gesunder zu seyn schien; denn die Fieber in Ober-Canada tödteten wenige Menschen, und dagegen viele Tausende in den vereinigten Staaten, besonders in den Seestädten, wo das gelbe Fieber wüthete. Ich halte daher Canada und selbst Ober-Canada im Ganzen für ein sehr gesundes Land.

Doctor Dwight macht über das Verderbniß der Luft durch Fäulung, besonders animalischer Körper, folgende Bemerkung:

„Vor einigen Jahren warf ich eine Quantität Pfeffer in einen Wasser-Eimer, und nahm wahr, daß nach einigen Tagen ein dünner Schaum die Oberfläche bedeckte; auch daß einige Tage nachher das Mikroscop bewies, daß darin eine Menge kleiner Thiere lebe. Ich untersuchte zwey oder drey Tage später den Schaum abermahls, und fand keine Spur von lebendigen Thieren. Nach einiger Zeit entdeckte ich wieder eine große Menge lebender Thiere in diesem Schaume. Es wechselten diese Perioden des Lebens und des Todes, bis das Wasser so stinkend geworden war, daß es keine weitere Untersuchung litt. Ich schließe daraus, daß die erste Generation ihre Eyer legte, und dann starb, und daß der nähmliche Wechsel sich mehrere Mahl erneuert hat. Die Fäulung dieser kleinen gestorbenen Thiere war weit erstickender, als die Ausdünstung großer Thiere. Wenn meine Lunge diese Ausdünstungen einsog, so schien mir fast, als wenn meine Lebenskraft abnehme. Ein ganz eigenthümliches Stechen begleitete diesen üblen Geruch, und schien die Lebenskraft mehr anzugreifen, als alles Übrige, was sonst den Menschen unmuthig zu machen pflegt. Der Schaum, der dieses Pfefferwasser bedeckte, glich dem Schaume, welchen man in heißer Jahreszeit auf sumpfigen Gewässern bemerkt, die der Sonne ausgesetzt sind. Zur Production, und noch mehr zur Unterhaltung der kleinen Thiere scheint die vegetabilische Fäulung nöthig zu seyn, oder sie wenigstens zu begleiten. In diesem Neste bildet sich die Lebenskraft vieler kleinen Thiere, oder die Fäulung ist gerade ihr Futter. Es ist folglich nicht das stehende Wasser, sondern das Faulen der animalischen Körper, was die Atmosphäre verdirbt. Nur da, wo sich viel Schaum auf den stehenden Gewässern zeigt, ist die Nachbarschaft ungesund.“

Dennoch muß ich bemerken, daß man im westlichen Ober-Canada sehr wenig stehendes Gewässer antrifft, und daß die vorhandenen stehenden Gewässer stets trinkbar bleiben, und von Schaum so frey sind, als in solcher Lage ein Wasser seyn kann. Es fließt

ihnen nähmlich in der heißen Jahreszeit viel kaltes Quellwasser zu, und diese Kälte mag dort der Fäulniß hinderlich seyn. Ungeachtet man diesen Zufluß kalter Quellen zu den stehenden Gewässern weder im östlichen Ober-Canada noch in Nieder-Canada findet, herrschen dennoch dort die Faul- und Wechselfieber nicht. Das Wetter ist in Canada am kältesten, wenn die Luft rein und klar ist und der Wind aus Nordwesten wehet. So lange das Quecksilber unter Zero steht, fällt selten Schnee. Daß aber der Frost hier stark ist, beweiset der Umstand, daß, wenn man Wasser möglichst hoch in die Luft schleudert, solches vollkommen krystallisirt zur Erde niederschlägt. In Ober-Canada haben wir selten Regen in den Winter-Monathen. Wenn dieses aber der Fall ist, so haben wir immer einen starken Frost, und bey solcher Gelegenheit pflegen alle Zweige unserer Bäume im Eise zu stehen. Im nächtlichen Mondenscheine scheinen die Spitzen der Bäume vergoldet, auch Perlen und Amethiste überall verbreitet zu seyn. Der sonst grüne Rasen hat ein reines Weiß und contrastirt mit dem Schatten der großen dunklen Stämme.

In den Monathen Juny, July und August erleuchtet der Nordschein unsern Horizont, unsere Wälder, Felder und Häuser. Der Nordschein ist stets mit einem zischenden Geräusche verbunden. Die Wolken, welche am östlichen Horizonte bleiben, fangen erst an vom Norden und nachher vom Süden aus sich zu entladen. Sie funkeln von einem Ende des Horizontes zum andern, centralisiren sich aber in der Mitte, und schießen von dort Strahlen so schnell wie der Blitz, zeigen auch jede Mannigfaltigkeit des Schattens vom tiefsten Hochroth bis zum blassesten Gelb. Die Blitze sind Anfangs nur schwach, werden aber immer heller, bis der ganze Horizont vom Norden, Osten und Süden bis zum vertikalen Central-Punct des Gewölbes gleichsam mit Feuerwerken bedeckt ist. Ich habe oft im freyen Felde die wechselnde Bewegung dieser erhabenen Lufterscheinung beobachtet.

Übrigens hat Canada oft sehr starke Gewitter.

21.

Kurze Geschichte von Canada, bis solches im Jahre 1760 unter Brittische Hoheit gelangte.

Es war im Frühjahre 1497, während der Regierung des Königs Heinrich VII. von England, daß der Italiäner Cabot auf Entdeckungen mit sechs wohlausgerüsteten Schiffen nach Nord-Amerika aussegelte. Er entdeckte im Juny dieses Jahres die Insel Neu-Foundland, und nachher die Insel St. John, und erreichte dann

das feste Land, indem er weiter nach Westen segelte bis $67\frac{1}{2}$ Grad N. B.; aber er nahm nirgends von dem entdeckten Lande wirklich Besitz, und England bekümmerte sich nicht weiter um diese Entdeckung. Im Jahre 1506 segelte der Franzose Denys von Honfleur nach Neu-Foundland, lief in den St. Lorenz-Golf ein, nahm eine Karte vom Golf und von der benachbarten Küste auf, fing einige Fische auf der großen Bank, und kehrte dann nach Frankreich zurück. Im Jahre 1508 lief der Capitän Thomas Aubert von Dieppe aus, segelte den Lorenz-Fluß hinauf, und nahm einige Eingeborne mit Gewalt nach Frankreich, welche er dort in den großen Städten für Geld zeigte. Im Jahre 1517 fischten nicht weniger als 50 Spanier, Franzosen und Portugiesen auf der Bank von Neu-Foundland. — Im Jahre 1522 hatte Neu-Foundland an verschiedenen Stellen der Insel 50 von Europäern bewohnte Häuser; aber im Jahre 1535 segelte der Seefahrer Jacques Cartier aus St. Malo den St. Lorenz-Fluß bis zum Niagara hinauf, nahm das sogenannte Neu-Frankreich in Besitz, schloß Tractate mit den Eingebornen, überwinterte dort, und baute daselbst eine Festung. Auf der Rückreise besuchte er die große Indianische Niederlassung Hochelaga, wo jetzt Montreal steht, und nannte den Fluß St. Lorenz, weil er in solchem am Festtage dieses Heiligen einlief; aber sein Vaterland belohnte seine Verdienste schlecht; denn im Jahre 1540 begleitete er den Vice-König Roberval als gemeiner Steuermann. Erst im Jahre 1581 erneuerten sich wieder die freundlichen Verbindungen zwischen Frankreich und den Wilden in Canada. Allein im Jahre 1591 kam auch der Englische Capitän George Drake hierher, und machte viel Aufhebens von der Wichtigkeit der neuen Colonie; dieses bewog aber den König von Frankreich, eine neue Expedition unter dem unternehmenden la Roche nach Canada zu senden. Im Jahre 1600 führte Frankreich schon einen beträchtlichen Pelzhandel nach Canada; aber erst am 3. July 1608 gründete der Französische Capitän Champlain die Stadt Quebeck, welche indessen erst 1626 eine reguläre Stadt wurde. Die meisten Colonisten waren Reformirte, und auch die Statthalter bis 1627 beständig von dieser Religion; denn damahls befahl der Cardinal Richelieu, daß die höchsten Provincial-Würden nur von Katholischen bekleidet werden sollten.

Im Jahre 1629 nahm der Englische Commodore David Kertk Besitz von Canada, und zwang den Französischen Statthalter Champlain zu capituliren; aber im Tractate von St. Germain von 1632 trat König Carl I. von England Canada und Cap Breton wieder an Frankreich ab; Champlain wurde dort wieder Statthalter, und starb daselbst 1635. Im Jahre 1639 legte eine reiche fromme Ka-

tholikinn zu Quebeck das Ursuliner-Nonnenkloster an, und im Jahre 1640 brachte Maisonneuve, ein Edelmann aus der Champagne, eine Zahl Familien von Frankreich nach Montreal, und er, mit vier und dreyßig andern Edelleuten, erhielten unter der Bedingung der Bevölkerung eine Zahl großer Herrschaften in den Wildnissen von Canada.

Im Jahre 1759 gelang es dem tapfern Englischen General Wolf, den Grund zur Eroberung von Canada zu legen, welches 1760 erst völlig unterworfen wurde. Damahls war aber die ganze Europäische Bevölkerung nur 60,000 Seelen. Es wurden aber viele tausend neue Ansiedler, welche während des Krieges mit Frankreich im Heere gedient hatten, mit Land in Canada beschenkt.

Im Jahre 1775 versuchten die Amerikanischen Generale Montgomery und Arnold, Quebeck zu nehmen, wurden aber zurück geschlagen.

Nach dem Frieden mit den vereinigten Freystaaten im Jahre 1783 hatte Nieder-Canada eine Bevölkerung von 113,000 Seelen, und Ober-Canada von 10,000.

22.

Blicke in die Staatsverfassung und Staatsverwaltung von Nieder-Canada, sowohl im Innern als im Äußern, und in mancher Beziehung auf die sonderbaren Social-Verhältnisse.

Erst seit dem Jahre 1660 wurde die Colonie Canada durch Gesetze, und früher bloß durch Willkühr der Beamten regiert. Bis dahin kannte man nur die höchste Autorität der Militär-Regierung, an deren Spitze der Statthalter oder sein Stellvertreter stand. Die Entscheidungen dieses Mannes waren nicht immer der Unschuld günstig; aber freylich auch nicht immer für den Schuldigen gnädig. Die ungeheuren Mißbräuche dieser verkehrten Einrichtungen waren Schuld daran, daß ein Civil-Gericht niedergesetzt wurde, welches nach dem Rechtsherkommen der Stadt Paris Recht sprechen sollte. Dieses Tribunal existirte noch, als Canada unter Englische Oberhoheit gerieth. Seit der Eroberung bis 1774 galten zur Rechts-Norm der Privaten Englands Gesetze und Herkommen, welche, was fast unglaublich scheint, weder die Regierten noch die Beamten in ihrem Umfange kannten. In den Städten Quebeck und Trois-Rivières waren Officiere der Linien-Truppen, die durch Erziehung und Bildung mit dem Champagner und Burgunder Frankreichs bekannter

waren, als mit den Rechtslehrern Coke und Blackstone, sowohl Civil- als Criminal-Richter. In Montreal wählte man die Richter aus den angesehensten dort lebenden Britten; aber Männer, welche nach der Berichtserstattung des Generals Murray an die Ober-Colonial-Behörde als Leute von gemeiner Erziehung beschrieben werden, Geld machen wollten, aber nicht sehr gewissenhaft in der Wahl der Mittel zum Reichthume waren. Er nennt sie Menschen von der höchsten Immoralität. Über die Ungerechtigkeiten dieser Richter klagte der zahlreiche aus Frankreich gebürtige Adel, welcher auf das Alter und die Kriegsdienste seiner Ahnen stolz war. Während dieser schlechten Justiz-Verwaltung herrschte Unordnung und allgemeine Unzufriedenheit in Canada.

Im Jahre 1774 stellte das Brittische Parlament das alte Französische Civil-Recht, welches zur Zeit der Eroberung dort galt, als Norm des Rechtes wieder her. Aber im Criminal-Rechte blieben die Englischen Gesetze gültig. Die Zehenten an die katholische Geistlichkeit wurden wieder neben der Gutshoheit in den alten Herrschaften der Canadischen Edelleute hergestellt. Die Geistlichkeit und der Landes-Adel waren nun befriediget, und die äußere Ruhe in Canada wieder hergestellt.

Im Jahre 1791 änderte diesen Rechtszustand eine neue parlamentarische Bill ab.

Seitdem verwaltet die Regierung in Nieder-Canada ein Statthalter oder Stellvertreter desselben, ein gesetzgebender und ein die Gesetze vollziehender Rath, und endlich ein Unterhaus.

Den gesetzgebenden Körper bilden sechs und zwanzig vom Könige ernannte Personen aus eingebornen oder naturulisirten Canadiern. Ihr Amt währt lebenslänglich, es sey denn, daß sie ohne königliche Erlaubniß über vier Jahre außerhalb des Landes abwesend wären.

Der Vollziehungsrath besteht aus dreyzehn vom Könige ernannten Mitgliedern, mit allen Rechten des königlichen geheimen Rathes in England.

Das Unterhaus (House of Assembly) zählt jetzt 50 Personen. Solche werden auf vier Jahre von Personen erwählt, welche auf dem Lande ein jährliches reines Einkommen von zwey Pf. St. haben; aber in den Städten und Marktflecken jeder entweder von seinem Grundeigenthume fünf Pf. St. Einkommen besitzt, und an dem Orte, wo er das Wahlrecht ausüben will, zwölf Monathe bereits gewohnt hat.

In beyden Canada's gelten die Englischen Criminal-Gesetze, welche dort durch zwey Oberrichter und sechs Beysitzer, einen Fiscal und einen Staatsanwalt verwaltet werden. Einen besondern Cri-

minal-Richter hat der District Trois-Rivières, und eben so der District Gaspe; das Vice-Admiralitäts-Gericht in Quebeck hat auch einen besondern Richter.

Im allgemeinen Appellations-Gerichte ist der Statthalter und der Unterstatthalter Vorstand. Auch sitzen darin fünf Glieder des Vollziehungs-Rathes und die Advokaten, welche vorher in dem Prozesse keiner Partey beyräthig gewesen sind. Von den Erkenntnissen dieses Rathes kann man noch an den geheimen Rath des Königs in London appelliren.

Weil die alten und neuen Gesetze sich so häufig widersprechen, weil ferner die Richter in der Erklärung dessen, was Gesetz ist, so uneinig sind, und über manche Gegenstände die Gesetze gänzlich fehlen, so sind leider in Canada die Prozesse sehr häufig, und den dortigen Richtern fehlt die große Gesetzkenntniß und die verständige Anwendung derselben, welche eine Zierde der Englischen Regierung im Mutterlande ist. Dem Advokaten fehlt eine tiefe Kenntniß der Rechte Englands, da sie entweder eingeborne Canadier oder junge Britten und Irländer sind, welche in Ermangelung eines andern besser nährenden Erwerbes, ohne vorgängige Studien des Rechtes, das Gewerbe der Sachwalter beginnen. Die Prozeß-Ordnung in Canada ist ganz willkührlich, wodurch manches Unrecht veranlaßt wird. Es fehlt der Colonie eine Rechtsschule, worin sich die Justiz-Männer bilden können.

In Nieder-Canada gilt noch immer das sogenannte Pariser Recht in der Form des Jahres 1666. Wenn dieses schweigt, so gilt das Römische Recht, und wenn das Pariser Recht schweigt oder undeutlich ist, so sollen die Edicte, Declarationen und Befehle der Französischen Statthalter mit Ausnahme der Verbesserungen der Englischen Parlaments-Acten über Canada und des Englischen Criminal-Rechtes im Ganzen gelten.

Das Criminal-Recht ist durchaus Englisch. — Im Civil-Rechte wird manche Rechtsungewißheit durch die in Nieder-Canada geltende Gutshoheit mit den Privilegien und dem Herrschafts- und Lehens-Herkommen für Edelleute und Bauern, durch die Abweichung in der Erbfolge der liegenden und fahrenden Habe, dem Brautschatze und der Gütergemeinschaft veranlaßt. — Die Handels-Gesetzgebung ist vollkommen der Englischen gleich; nur kennt man in Canada keine Geschwornen. — Das Seerecht des Vice-Admiralitäts-Hofes in Quebeck ist ganz Englisch.

In Ober-Canada ist alles von der Krone eingewiesene Grundeigenthum allodial und frey von jeder Lehensbarkeit; aber in Nieder-Canada ist alles Land, welches die Könige von Frankreich an Edel-

leute und Bauern bewilligten, den Lehens-Rechten und der Lehens-Erbfolge unterworfen.

Bey der ersten Niederlassung in Canada erlangten begünstigte Personen vom Civil oder Militär als sogenannte Herrschaften große Landstrecken. Diese Gutsherren waren meistens Edelleute von geringem Vermögen, ohne landwirthschaftliche Kenntnisse, und ohne Neigung, sich mit der Landwirthschaft zu beschäftigen oder sich davon zu ernähren. Daher fiel ihnen nicht ein, die Cultur des Bodens für eigene Rechnung unternehmen zu lassen. Statt dessen wiesen sie einen großen Theil ihres Gebiethes zur Nutzung den Kriegern an, welche aus Frankreich gebürtig, eine Neigung bezeigten, nach vollendeter Zeit ihres Kriegsdienstes in Canada zu bleiben, und an andere aus Frankreich ausgewanderte Personen, welche ihnen empfohlen worden waren. Jede solche eingewiesene Landstelle war ungefähr 240 Acker groß, am St. Lorenz-Flusse, 3 Acker breit, und hatte eine Länge von 80 Ackern. Für diese Einweisung erhielt der Gutsherr einen ewigen Erbzins und einen kleinen jährlichen Zins von 20 bis 40 Groschen von einem Paar Hühner, einer Gans oder einem Bushel (etwa 60 Pf.) Weitzen. Die Erbpächter mußten ihr Korn auf der gutsherrlichen Mühle mahlen lassen, und entrichteten dafür den vierzehnten Scheffel als Mühlenmatte. Zu gleicher Zeit gründeten diese klugen Gutsherren, wenn sie das Land auf diese vortheilhafte Bedingung loswerden konnten, auf 20, 30 und 40 oder mehrere Jahre Zeit-Pachtcontracte, während deren sie eine verabredete bestimmte Pacht empfingen, und dem Pächter die Ausrottungen vornehmen ließen.

Am nachtheiligsten waren für die Canadischen Bauern und für die Vervollkommnung der dortigen Landwirthschaft das dort eingeführte Gutsherren-Recht (lods et ventes) oder Abgaben auf alle Veränderungen des Eigenthumes in dienender Hand in Allodial-Einweisungen. Vermöge dieses herkömmlichen Rechtes empfängt der Gutsherr bey jeder Veränderung in der frohnenden Hand, d. h.: derjenigen des Bauers, ein Zwölftel des Kaufgeldes. Dieses Zwölftel muß der Käufer einer Landstelle außer dem bedungenen Kaufgelde erlegen. Damit aber der Gutsherr sicher ist, daß er bey der Angabe des Kaufpreises im Contracte nicht betrogen werde, so hat der Gutsherr jedes Mahl das Vorkaufs-Recht gegen Erlegung des im Contracte benannten Kaufpreises, wenn er die Meynung hegt, daß das Gut mehr werth sey, und sich in vierzig Tagen nach der Vorlegung des Kauf-Contractes erklärt, daß er das Gut behalten wolle.

Nach dem Lehenrechte wird in Nieder-Canada eine Landstelle erworben, wenn der belehnte Bauer verspricht, seinem Gutsherrn treu und hold zu seyn, und ihm für die Nutzung des Lehens gewisse

feste Zinsen zu entrichten. Der Belehnte muß ferner folgende Abgaben seinem Lehensherrn entrichten. Erstlich die Quinte, nähmlich den fünften Theil des Kaufgeldes oder des Tauschpreises. Von dieser Abgabe sind nur die Erben durch Erbrecht in niedersteigender Linie frey. Wenn der Käufer die Quinte auf der Stelle bezahlt, so ist er zum Rabbat von zwey Drittheilen des Belanges berechtiget.

Ferner gebührt dem Lehensherrn das Relief, d. h.: in gewissen Veränderungsfällen das Einkommen des Lehengutes in einem Jahre. Wenn das Lehen vom alten Besitzer auf den nächsten Erben in auf- oder niedersteigender Linie vererbt wird, so ist der belehnte Meierpflichtige seinem Guts- und Lehensherrn nichts als Treue und Gehorsam schuldig. Wenn aber das Lehen- oder Meiergut an einen Seitenverwandten durch Erbrecht gelangt, so muß der Neubemeierte dem Lehen- oder Meierherrn das Relief zahlen, und damit der Lehens- oder Meierherr nicht betrogen werde, so hat derselbe das Recht, die Natural-Nutzung des Gutes anzunehmen, wenn der Neubemeierte das Einkommen des ersten Jahres zu niedrig anschlägt.

Ganz anders ist aber das Erbfolge-Recht bey Successionen in herrschender Hand (in manu dominante). Der älteste Sohn, wenn mehr als zwey Söhne vorhanden sind, erhält das sogenannte Schloß oder die Burg mit einem Acker des daran stoßenden Gartens, die alleinige Nutzung der Bann-Mühlen, Bann-Pressen und Bann-Backöfen in der ganzen Herrschaft im Voraus. Die übrige Erbschaft wird unter die Erben gleich getheilt, wenn ihrer mehr als zwey sind; wenn aber nur zwey Erben vorhanden sind, so zieht der älteste Erbe außer dem bemeldeten Vorzuge zwey Drittheile des Nachlasses, und der jüngere Erbe ein Drittheil desselben. Stirbt aber der älteste Sohn ohne Nachkommen, so wird unter den überlebenden Söhnen die Erbschaft zu gleichen Theilen vertheilt.

In Canada kann ein verehelichter Mann über seine Grundstücke ohne Zustimmung seiner Gattinn disponiren; denn das sogenannte Frauenrecht gibt ihr, nachdem sie Gattinn geworden, die eine Hälfte seines Vermögens, sowohl desjenigen, was er beym Antritte der Ehe besitzt, als auch desjenigen, was ihm durch die gesetzliche Erbschaft in niedersteigender Linie zufällt. Man nennt dieses Erbrecht der Frau ihren gesetzlichen Brautschatz, und unterscheidet im Canadischen Landrechte den sogenannten beredeten Brautschatz, welcher bisweilen im Heiraths-Contracte der Ehefrau statt des gesetzlichen Brautschatzes in einer bestimmten Geldsumme zugesichert wird. Überlebt die Ehefrau ihren Ehegatten, so hat sie über das, was ihr der Mann zum Brautschatze einsetzte, weder das Recht, ein Testament zu machen, noch über die Substanz zu disponiren; denn es fällt nach

ihrem Tode an die Kinder des Ehegatten, der ihr den Brautschatz ausgesetzt hat.

Diese Gütergemeinschaft zwischen Mann und Frau hat manche Unzuträglichkeiten; denn wenn die Frau ohne Testament stirbt, so haben die Kinder das Recht, vom Vater die Hälfte seines Vermögens als Nachlaß der Mutter zu fordern. Es hilft nichts, wenn auch der Vater erklärt, daß er im Stande ist, durch die fortgesetzte Benutzung des ganzen Grundstückes die jüngeren Kinder besser zu unterhalten und zu erziehen. Es ist nicht selten der Fall, daß Kaufleute, welche es vortheilhaft finden, mit ihren Creditoren über ihre Forderungen abzuhandeln, hernach ein neues Handlungs-Comptoir unter der Firma ihrer Frauen führen, aber freylich nicht ohne starken Verdacht, daß, obgleich die Gütergemeinschaft unter den Ehegatten einmahl getrennt worden ist, dennoch solche noch immer fortdauert.

Man kann kein Grundeigenthum in Canada mit Sicherheit erwerben, wenn nicht vorher der Districts-Richter Verkaufs-Proclamationen erlassen hat. Erst wenn die Angabefrist abgelaufen ist, kann der Käufer sicher seyn, daß von ihm nicht mehr gefordert werden kann, als das Angabe-Protocoll enthält.

23.

Blicke in die Staats-Verfassung und Staats-Verwaltung Ober-Canada's, in Beziehung auf manche dortige sonderbare Social-Verhältnisse.

Das Recht und die Form der Statthalterwürde ist in beyden Canada's gleich.

Der gesetzgebende Körper besteht aus siebenzehn Räthen, welche der König auf Empfehlung des Statthalters ernennt. Dieser Körper besteht aus den angesehendsten Männern in der Provinz. Sie und die Glieder des Vollziehungs-Rathes erhalten den Titel: Ehrenveste, und sind unstreitig dieses Titels am würdigsten in der Colonie. Sie besitzen ein mäßiges Vermögen, und nach Canadischer Art einige gelehrte Bildung, und so viel Rechtschaffenheit, als man sonst vom sogenannten Amerikanischen Adel erwarten darf.

Der Vollziehungs-Rath besteht nur aus sechs Mitgliedern, welche meistens auch im gesetzgebenden Körper sitzen.

Das Haus der Repräsentanten oder der Gemeinden zählt vierzig Glieder von allen Nationen, Gewerben und Handwerkern, vom Grobschmid bis zum gelehrten Anwalt. Große Achtung kann man freylich für einen so zusammengesetzten Körper nicht haben, in wel-

chem Grobschmide, Schneider, Gastwirthe und Advokaten oft in den gemeinsten Handwerks-Ausdrücken die höchsten Interessen ihrer Committenten in Überlegung nehmen. Athletische Schreyer gelten dort bisweilen am meisten, bisweilen aber ein Kleidermacher, der, wie der Schneider Snipe, so leise spricht, daß die Zuhörer den Faden seiner Gedanken verlieren, die sie nicht hören können. Man hört darin auch manche Debatte eines Gastwirthes, und nach diesen würdigen Gliedern redet oft ein ehrbarer Anwalt, besonders wenn die Formen und Privilegien des Hauses aufrecht erhalten werden sollen.

Familien-Einfluß oder derjenige des Statthalters ist im Hause der Repräsentanten nur zusichtlich. Einst fragte ich einen mit Canada's Verhältnissen sehr wohl bekannten Herrn, wie man dort gewöhnlich einen Sitz im Hause der Repräsentanten zu erlangen pflege. Er erwiederte: „Wenn ein Sitz in diesem Hause offen ist, so melden sich gemeiniglich vier bis fünf Bewerber, und es pflegen Dorfkrämer, Dorf-Advokaten und Glückspilze von Gastwirthen sich unter diesen zeigen. Wenn ein Krämer gern viel Credit gibt, so wird er gewiß zum Repräsentanten erkoren; meldet sich aber kein solcher, so wählen sie gewiß den dümmsten Menschen im Wahl-Districte, nach dem tröstenden Axiom: „Daß, wenn er nicht viel Gutes stiften werde, er auch nicht viel Schaden anrichten könne."

Doch gibt es unter diesen Gesetzgebern immer einige Männer von Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, welche mit Ehre im Brittischen Parlament Platz nehmen könnten; als: der Ober-Fiscal und der Irländische Advokat, Doctor Baldwin, der wegen seiner Rechtschaffenheit in hoher Achtung steht; ferner sind die Herren Sherwood, Hagermann und Jones mit vieler Bildung in jeder Gesellschaft, so wie die Herren Wilson und Oberst Nichols, welche allerdings Talente besitzen. Die meisten andern Herren möchten geschicktere Canal-Arbeiter als Gesetzgeber der Provinz seyn. Die Aufklärung ist in Canada schon so weit gediehen, daß die meisten Mitglieder der Repräsentanten-Kammer die Entwürfe der ihnen vorgelegten Gesetze selbst lesen können, besonders wenn sie mit großen Buchstaben geschrieben sind. Verschiedene, welche vormahls ihre Nahmen noch nicht schreiben konnten, sind wenigstens dahin gelangt, ein erträgliches Kreuz machen zu können. Da aber jetzt die Abendschulen in Nieder-Canada allgemein zu werden anfangen, so darf man hoffen, daß in den folgenden Sitzungen alle Glieder im Stande seyn werden, die geschriebenen Protocolle der Verhandlungen selbst zu lesen.

Ich bemerkte in den Wahlverhandlungen, welchen ich beywohnte, daß die Candidaten in ihrer Bewerbungsrede gemeiniglich damit anfangen, einige scandalöse Nachrichten über das Leben und den Cha-

rakter ihrer Nebenbuhler dem Publikum mitzutheilen, z. B.: daß die Väter keine rechtschaffenen Männer und die Mütter von schwacher Tugend gewesen wären. Selbst die Verwandtschaften derselben werden nicht geschont. Nach Tische essen und trinken diese Herren, welche auf einander weidlich geschimpft hatten, mit einander, und sind besonders des Abends nach der Erzählung Canadischer Zeitungen mit einander recht fröhlich.

So ein Candidat, welcher zu einem Sitze im Hause der Repräsentanten aus der Hefe der Ungebildeten, die aber doch bisweilen zu vieler Achtung ihrer Landsleute durch Reichthum und demokratische Umtriebe gelangt, pflegt gemeiniglich, um desto mehr Eindruck auf die Zuhörer zu machen, seine zu haltende Rede an die Wahlherren in einem der Urwälder Canada's vorher zur Probe zu declamiren.

Dessen ungeachtet muß ich gestehen, daß es vor 10 und 20 Jahren noch weit gemeiner in unserm Unterhause aussah. Jeder Repräsentant erhält zwey Dollars Tagegeld, und zum Reisegeld für jede Englische Meile vier Ggr. Dieser Aufwand wird durch eine Famlien-Steuer aufgebracht, und obgleich sie jeden Eigenthümer nur mit einer Abgabe von vier Ggr. beschwert, so nennt man sie doch eine schwere Last; man mußte sich jedoch entschließen, den Repräsentanten Tagegelder auszusetzen, weil sich sonst schwerlich ein Dutzend solcher Personen zu diesen Ehrenstellen aus der ganzen Provinz gemeldet haben dürften. Es ist hier Jedermann mit seinen häuslichen Angelegenheiten so sehr beschäftiget, daß ohne diese Unterstützung Concurrenten gefehlt haben würden.

Bis zum Jahre 1820 wurden die Debatten nicht publicirt, seitdem aber schreiben die beyden geschickten Irländischen Stenographen Carey und Collin's für einen jährlichen Gehalt die gesprochenen Reden nieder, und revidiren, corrigiren und publiciren solche. Wenn auf solche Art die gedachten Reden mit vieler Mühe überarbeitet worden sind, lassen sich dieselben freylich lesen. Wenn man aber die Wahl hätte, die wirklich gehaltenen Reden auf's Aufmerksamste eine ganze Session hindurch anhören zu müssen, so wäre diese Frohne der Ohren für einen gebildeten Mann eine ärgere Pein und Strafe, als die Transportation nach Van-Diemens-Land.

Die Civil-Justiz in Ober-Canada verwaltet der Gerichtshof von Kings-Bench mit einem Oberrichter, zwey Beysitzern, einem Fiscal und Staats-Anwald. Jedes Districts-Gericht hat seinen eigenen Richter und ein Klage-Gericht, in dem die Magistrate ohne Zulassung von Advokaten die Sachen abmachen. Vierteljährlich sitzt das Districts-Gericht in jeder Assisen-Stadt und alle vierzehn Tage das Klage-Gericht. Die Districts-Richter werden unter dem großen Siegel der

Provinz mit einer Bestallung versehen, waren gemeiniglich vorhin Magistrats-Personen, und geben Erkenntnisse in allen Contract-Sachen von zwey bis fünfzehn L. St. in Werth; in allen Transactions-Sachen bis 40 L. St. in Werth, und in persönlichen Klagen, wenn der Schadenstand nicht 50 L. St. beträgt. Selten sind die Richter vormahlige Advokaten, haben aber immer Geschworne zum Beystande, so wie die Urtheile nicht immer für gerecht passieren; denn das Publikum hat wenig Zutrauen zu den Districts-Richtern, weil vom Brittischen Rechte die Herren wenig verstehen, und die sehr unabhängigen Geschwornen nicht zu gewissenhaft sind. Letztere sollen für ihre Freunde zu viel Vorliebe, gegen ihre Feinde zu viel Bosheit in ihren Orakelsprüchen äußern. Zugleich sportulirt die heilige Justiz in Canada sehr theuer.

Vor das Klagegericht gehören alle sogenannten kleinen Sachen von einem Belange unter fünf L. St. Von diesen Rechtssprüchen kann nicht appellirt werden, und zwey Magistrate müssen zugegen seyn. — Wenn der Kläger eine Forderung von weniger als 40 Sh. beschwört, so kann ihm solche zuerkannt werden, wenn aber die Summe größer ist, und nicht aus einer Kaufmanns-Rechnung oder einer Verbriefung herrührt, so muß wenigstens Ein Zeuge den Klagegrund eidlich bestärken. Mag anderswo eine Summe von vier bis fünf L. St. eine Kleinigkeit scheinen, in Ober-Canada ist das bare Geld so selten, daß diese Summe dort schon bedeutend ist, weil die meisten Landleute kaum ein Fünftel dieses Belanges bar besitzen, und doch sind die Landstellen selten weniger als 1000 L. St. werth. Daher ist ein unbiliges Urtheil selbst bey kleinen Summen dort drückend. Ich habe erlebt, daß wegen Schuldforderungen von 14 bis 15 Sh. schöne Landstellen zum gerichtlichen Verkaufe gebracht wurden.

Für jedes kleine Geschäft einer Canadischen Magistrats-Person ist sie zu einer Sportelnhebung berechtiget, und mancher solcher Posten ist einträglich. Es werden die meisten Copulationen in Ober-Canada durch diese Justiz-Männer vollzogen. Zwar gebührt ihnen nur fünf Sh. (40 Ggr.) für jede Trauung; sie erhalten aber gemeiniglich drey bis fünf Dollars für diese Mühwaltung. Doch kann man sich nur durch die Justiz trauen lassen, wenn die Verlobten 18 Meilen von ihrem Prediger wohnen, nachdem der Magistrat drey Wochen vor der Trauung die Notification an der Gerichtsstätte hat anschlagen lassen. — Für jeden Befehl in Civil- und Criminal-Sachen erhält der Richter vier Ggr., für einen besiegelten Befehl dagegen 40 Ggr., und für ein Executorial-Urtheil in geringfügigen Sachen 32 Ggr. So einträglich übrigens eine solche Stelle seyn mag, so wenig ist sie in dem Auge der Canadier ehrenvoll und mit einer Auszeichnung verbunden;

denn Jedermann hält sich in der Colonie mit seinem Nachbarn gleich. Mit seltenen Ausnahmen sind die Canadischen Magistrats-Personen in allen Kenntnissen, die nicht ihr Gewerbe direct berühren, höchst unwissend.

Übrigens ist die dortige Regierung so unvorsichtig, manche für ihr Amt nicht mit Fähigkeiten begabte Männer anzustellen, welches z. B. im Londoner Districte der Fall ist, wo es, Beyspiels halber, nicht an geschäftskundigen auf halbem Solde stehenden Officieren fehlt; aber die Colonial-Regierung befördert nur solche Männer, die weder Verstand noch Talente genug besitzen, um sich mit der Würde unabhängiger Männer gegen ausschreitende Staats-Verwalter zu betragen. Es fehlt nicht an Beyspielen, daß die Regierung Beamte cassirte, die sich nichts zu Schulden kommen ließen, als daß sie ungesetzliche Handlungen der Central-Behörde mit grellem Lichte aufdeckten.

Als der berüchtigte Gourlay zuerst in der Provinz auftrat, gewann er alle Gemücher dadurch, daß er ein feuriger Patriot zu seyn schien. Er sprach immer von großen Verbesserungs-Planen, und klagte über manchen Druck, der in der That nur eingebildet war. Um seine Plane durchzusetzen, veranlaßte er Districts-Versammlungen, und versicherte dann, daß er eine große Auswanderung der Colonisten in ein Land Gosen in den Canadischen Wildnissen beabsichtige.

Gourlay hatte in der Provinz viele Freunde, welche diesem Volksverführer mehr trauten, als er verdiente. Daher war er der wahre Abgott der Canadier, als er bey meiner Ankunft in Canada im Jahre 1818 wegen eines Libells wider die Regierung vor dem Assisen-Gerichte in Brockville verklagt worden war. Meiner Meynung nach war er ein Glied der radicalen Kette, die in England aus democratischer Wuth das weiseste und patriotischste Ministerium, welches England so vielen Segen gebracht hatte, in Schatten stellen wollte. Mochte ich den Canadiern noch so deutlich darstellen, daß ihr Götze sie hinter's Licht führe, so fuhren sie dennoch fort, ihn für ihren Heiland zu halten. Als er, freylich in ungesetzmäßiger Form, aus dem Lande verwiesen wurde, wurden alle Personen, welche verdächtig waren, seine Anhänger zu seyn, und unter diesen manche Justiz- und Miliz-Beamte, außer Function gesetzt, obgleich alle diese Menschen in dem letzten Kriege mit den vereinigten Staaten ihre treue Anhänglichkeit an die Krone Englands genug bewährt hatten; aber ich wage zu weissagen, daß in ähnlichen Begebenheiten die nähmlichen Menschen ihre Treue künftig weniger bewähren werden. Selbst ein unterdrücktes Kind wird aufhören, seinen Vater zu lieben, und wenn eine sogenannte freye Regierung unschuldige und unschädliche Personen mit Härte und Ungerechtigkeit behandelt, so muß das die Loya-

lität der Männer von Kopf und unabhängigem Geiste schwächen. Diese, durch keine Nothwendigkeit gerechtfertigte Verfolgung und rechtlose Bestrafung manches treuen Unterthanes und Beamten der Krone Englands, ist eine der unvolksthümlichen Handlungen des gegenwärtigen Vice-Statthalters, welche die Canadier besonders empört hat.

24.

Manches Eigenthümliche in den Sitten der vornehmeren Bewohner von Ober-Canada.

Die jetzige Bevölkerung der Provinz ist seit dem Jahre 1821 wenigstens um 150,000 Einwohner gestiegen *). Die vielen neuen Einwanderer bestehen fast aus allen Nationen Europa's, und fast aus allen Staaten des vereinigten Nord-Amerika's; aber nach einem Aufenthalte weniger Jahre in Canada nehmen die Einwanderer die nähmlichen Sitten und Denkart, wie die alten Einwohner, an. Im Ganzen sind die meisten Einwanderer aus der niedrigsten Classe des Landes, das sie verließen, und die absurden Begriffe über Gleichheit der Menschen und persönliche Unabhängigkeit eines Canadiers stecken auch die Einwanderer sehr schnell an. Mögen die Amerikaner unter republikanischer oder monarchischer Verwaltung leben, so hegen sie in beyden Fällen den Dünkel, daß in Amerika Alles besser und vernünftiger als in Europa eingerichtet ist, und legen ihre vaterländischen Sitten und Denkart durchaus ab. Sie studieren die Rechte der Menschen, der Gleichheit der Ansprüche Jedermanns an die Wohlthat des Staaten-Vereines, und endlich die wahre Natur der Unabhängigkeit, legen die alte Höflichkeits- und Unterwürfigkeitsbezeigung ab, und leider auch die frühere Rechtschaffenheit des Charakters, von der man in Amerika nicht viele Beyspiele sieht. Ein armer Schottischer Hochländer oder Irländer aus dem Gebirge brüstet sich in Canada ungefähr eben so, als in London ein neu erwählter Alderman. Kurz, es fehlt diesen jungen Glückspilzen an keiner Art solcher Anmaßung.

---

*) Mehrere Engl. Blätter schätzen zwar die Bevölkerung Ober-Canada's bereits auf mehr als eine Million Einwohner; es ist aber unglaublich, daß die Volkszahl jetzt auch nur eine halbe Million bereits seyn sollte. Mit Hülfe der neuesten Karten sieht man, daß die Regierung immer weiter nach Westen, hart an der Amerikanischen Gränze, bedeutende Militär-Niederlassungen gründet, aber den Fehler begeht, solche Anfangs zu wenig zu bevölkern. Anm. des Übers.

In der Regel sind die Ober-Canadier groß, schlank und wohlgewachsen. Ihre Gesichtsfarbe ist wenig schöner als diejenige ihrer wilden Nachbarn; doch gefällt sie nicht übel; ihre Gesichtszüge sind im Allgemeinen gutmüthig, verrathen aber nicht viel Verstand, und haben wenig Ausdruck. Von früher Jugend an zu schwerer Arbeit gewöhnt, sind die Canadier stark, athletisch und gewandt. Selbst der dortige Pöbel trägt sich Englisch und in langen Beinkleidern. Das Frauenzimmer ist in der Regel mehr als mittlerer Statur und schlank, ohne doch dabey wohl gewachsen zu seyn; es hat eine blasse Gesichtsfarbe, bisweilen schöne schwarze Augen, aber keine unwiderstehlichen Reitze, welche das Herz einnehmen und das Gemüth fesseln. Schon als Kinder pflegen sie zu heirathen; aber gemeiniglich altern sie auch schon vor dem 30. Jahre, da man oft schon vor ihrem 25. Jahre ihr Auge matter und ihren Körper magerer werden sieht. Ihre Unterhaltung, wenn sie überall zu sprechen Lust haben, hat selten Interesse, ist niemahls geistreich, und ersetzt keinesweges den gewöhnlichen Mangel aller persönlichen Reitze. Kaum trifft man ein zwanzigjähriges Frauenzimmer an, welches nicht schon die Hälfte ihrer Zähne verloren hätte, indessen die andere im Faulen begriffen ist. Sie haben sehr häufig Kröpfe, welches man hier dem Trinken des Schneewassers zuschreibt. Ich habe aber nicht bemerkt, daß sich diese Krankheit in Schneegebirgen häufig findet. Auffallend ist es, daß man diese Kröpfe unter den Männern so selten findet, da diese doch weit mehr Schneewasser als die Weiber trinken. Am gemeinsten ist diese hernia gutturis nördlich des Flusses Ohio, und im Westen der Alleghany-Gebirge. Der gewesene Senator der vereinigten Staaten für Connecticut, Uriah Tracy, mußte in Auftrag der Regierung diese Gegenden genau bereisen, und fand die Kröpfe häufiger in den alten Niederlassungen, übrigens solche nur an gewissen Puncten sehr verbreitet. Der Kropf zeigt sich bald am Nacken, bald vorn an der Kehle, bald an den Seiten, und von höchst ungleicher Größe. Der Kropf ist gemeiniglich mit einem steifen Halse, einem steten körperlichen Schmerz und oft mit einiger Schwächung der Lebensgeister verbunden. Wenn der damit Behaftete vom Fieber oder einer andern Krankheit befallen wird, so pflegt der Kropf zu schmerzen. Es ist ferner bekannt, daß diese Krankheit mehr Frauenzimmer als Männer befällt; mehr Kinder als Erwachsene; mehr schwache als kräftige Menschen. Ist der Kropf stark, so macht er die Kranken auffallend häßlich. Setzt der Kranke seine Lebensart wie vorher fort, oder wechselt seinen Aufenthalt nicht, so pflegt der Kropf immer größer zu werden. Wandert aber der Kranke in eine Gegend aus, wo die Kropfkrankheit nicht herrscht, so nimmt sie oft ab, oder verschwindet ganz. In den höch-

sten Stadien ist die Krankheit unheilbar, und man muß hoffen, daß die Vorsehung bessere Heilmittel, als bisher, dagegen entdecken lassen wird. Wo der Kropf herrscht, da pflegt man die minderen Grade nicht einmahl zu achten.

In Ober-Canada gibt es nur zwey Classen der Gesellschaft; die erste besteht aus Professionisten, Kaufleuten, Civil- und Militär-Beamten und den Gliedern des Provincial-Parlaments. Die zweyte Classe besteht aus Landbesitzern, mechanischen Handwerkern und Taglöhnern, welche sich einander gleich halten. Zwar kleidet sich die erste Classe wie in England, aber die Männer haben weniger Bildung, als dort. Man liebt große öffentliche Gesellschaften, und setzt wenig Werth auf kleine häusliche Zirkel. Besonders im Winter versammelt man sich häufig auf den sogenannten Subscriptions-Bällen. Daher trifft man selbst in jedem Gasthofe auf dem Lande einen räumlichen Tanzsaal; gewisse Unternehmer besorgen diese Förderung der Geselligkeit, und sind dem Gastwirthe, wo die Gesellschaft zusammen kommt, für die Entrichtung der Beyträge verhaftet. Gewöhnlich kostet einem Herrn ein solcher Abend für Thee, Wein, andere Getränke und die Mahlzeit 5 Dollars. Für Damen und einen Diener, welche man mitbringt, wird nichts entrichtet. Jedermann zeigt seine Karte vor, wird eingelassen, aber von Niemanden vorgestellt, und bis der Tanz beginnt, ist Alles still. Die Herren sitzen an der einen Seite des Zimmers, und die Damen gegenüber an der andern. Keine Herren unterhalten sich speciell mit den Damen. Wenn der Tanz angeht, so verbeugt man sich tief vor der Dame, mit der man zu tanzen wünscht, ohne ein anderes Zeichen seines Wunsches.

Man liebt besonders sehr verwickelte Englische Tänze, und wenn es zu Tische gehen soll, führt der Herr seine Dame zur Tafel, und kehrt nachher ohne sie in das Ballzimmer zurück; denn die Damen speisen allein; und wenn diese fertig sind, nehmen die Herren ihre Plätze an der Tafel ein. Das Tanzen erneuert sich nach der Mahlzeit, und dauert bis nach angebrochener Morgenröthe fort.

Ist gleich die sogenannte erste Classe in der Regel keines vornehmen Ursprunges, da die meisten vom Glücke Begünstigten sich zur vornehmen Gesellschaft halten, so haben sie doch allgemein die Unverlegenheit der Brittischen Landherren. Aber die Damen haben lange nicht die Bildung, welche man in Großbrittannien und Irland so allgemein findet. Leichter erhebt sich freylich der Mann, dem das Glück wohl wollte, zu den äußeren Sitten des vornehmeren Standes, aber diese Umwandlung hält bey Frauenzimmern viel schwerer; denn der weibliche Charakter, wenn er sich einmahl gebildet hat, pflegt sich nicht leicht zu verändern, und irgend etwas Gemeines im

Betragen der Damen klebt, nach Doctors Johnson's richtiger Bemerkung, der über ihre Geburt erhobenen Weiblichkeit beständig an*).

Meine hohe Achtung für Europäische Damen lehrte mich von früher Jugend an, in Reden und Manieren nichts zu verabsäumen, was den schönen Europäerinnen gefällig seyn konnte. Hier konnte ich aber in der sogenannten besten weiblichen Gesellschaft als ein Stoiker sitzen und mich mit den Damen unterhalten, ohne daß es mir darauf ankam, ihren Beyfall oder ihre Achtung zu erlangen. Meine Landsmänninnen betrachtete ich stets als Wesen höherer Art, und weihete ihnen respectvollen Gehorsam; aber in einer Gesellschaft der Amerikanerinnen bewies ich wohl Achtung, aber niemahls die hohe Ehrfurcht, welche mir meine Landsmänninnen einflößten. Ich befand mich als Sclave der letzteren glücklicher, als in meiner Freyheit den Amerikanerinnen gegenüber.

Ich möchte nicht gerade behaupten, daß die jungen Damen in Ober-Canada viel weniger Schulkenntnisse als meine Landsmänninnen besäßen. Zwar sind natürliche oder erworbene Talente, welche die Gesellschaft schmücken, in Ober-Canada selten, aber die Meisten haben doch eine anständige, wenn auch nicht gerade modische Bildung; nur sucht sich die Canadierinn nicht durch Lesen ferner fortzubilden, und hat, sey es aus natürlichem stillen Wesen oder aus Mangel an Stoff zur Unterhaltung, einen Abscheu, zu sprechen. Stundenlang können sie in der Gesellschaft sitzen, ohne im Mindesten an dem, was vorgeht, Theil zu nehmen. Man befindet sich in einer dortigen gemischten Gesellschaft in Gefahr, durch den angenommenen Ernst sich lächerlich zu machen. Es ist eben so unmöglich, der Sonne oder dem Monde Stillstand zu gebiethen, als durch glänzenden Witz oder Satyre der übrigen Gesellschaft ein Lächeln abzuzwingen, und doch sagt man, daß Canada's Schönen außer der großen Gesellschaft mit Männern eine sehr geläufige Zunge haben sollen. Nur so lange die Männer zugegen sind, scheint ihre Seele gefroren zu seyn, und mit der Entfernung der Männer erst ihr Leben wieder zu gewinnen.

Da man bey den Heirathen in Canada auf beyden Seiten auf Vermögen nicht sehr sieht, und die Ältern den Neigungen ihrer Kinder selten Zwang anlegen, so pflegt eine fünf und zwanzigjährige Jungfrau dort ohne Hoffnung zu seyn, einen Mann zu finden; denn in diesem Alter pflegen die Canadierinnen schon eine zahlreiche Nachkommenschaft zu besitzen. Weil aber Canada mehr Männer als Frauen-

---

*) In Deutschland will man das Gegentheil bemerkt haben.
Anm. d. Übers.

zimmer zählt, so sind daselbst alte Jungfern selten, weil es so leicht ist, eine Familie zu ernähern, selbst bey nur gemeiner Industrie; dagegen ist das Leben eines Hagestolzen in diesem dünnbewohnten Lande mit unzähligem Ungemache verbunden, weil man den häuslichen Umgang durch nichts dort ersetzen kann. Es verheirathet sich daher in Canada Jedermann vor seinem 25. Jahre, und die heirathsfähigen Frauenzimmer sind selten in einem Lande, wo immer drey Männer gegen ein Frauenzimmer einwandern. Obgleich selten ein unverheirathetes Mädchen unverleumdet eine Gattinn wird, so sollen sie doch treffliche Gattinnen nachsichtiger Ehemänner seyn, welche nichts dagegen haben, daß ihre Nachbarn mit ihnen die Liebe ihrer Gattinnen theilen. Nach den erhabenen Begriffen der Freyheit der republikanischen oder monarchischen Amerikanerinnen lernen sie mit der Muttermilch, ihre Zuneigung einem einzelnen Manne niemahls zu schenken. Liebe und allgemeine Stimmenfreyheit für Jedermann, sind in Amerika an der Tagesordnung, und Gnade dem Manne, welcher diese hohe Weisheit nicht zu fassen vermag. Sein Kopf und sein Herz werden viele Schmerzen haben, indessen sein Auge Thränen über die Untreue genug vergießen mag. Ein edler Lord behauptete einmahl, daß in einer gewissen Nation alle Damen tugendhaft schienen, und dennoch unkeusch wären. Hätte dieser Lord unsere edle Colonie näher kennen gelernt, so würde seine kühne Behauptung auf diese Colonie richtiger angewendet worden seyn.

Das Hauptvergnügen der Herren vom Stande in Canada ist: viel zu trinken, Karten zu spielen und an den Wetten bey Pferderennen Theil zu nehmen. Selten trennt sich auf dem Lande eine Mannsgesellschaft im Wirthshause ohne hohes Spiel, und man kommt völlig betrunken zu Hause. Trinken die Herren zwar wenig Punsch oder Wein, so nehmen sie doch desto mehr Grog, starke Liqueure oder Branntweine in jeder Stunde des Tages oder der Nacht zu sich.

25.

Lebensart und Sitten der sogenannten zweyten Gesellschaft in Ober-Canada.

Die sogenannte zweyte Classe ist in dieser Provinz das, was man in Europa die mittlere Classe nennt. Sie ist ungeheuer grob, und unterhält sich gern von Gemeinheit und Unzucht, wobey ich mich

möglichst hüthen werde, etwas zu übertreiben und in irgend einer Art den Anstand zu verletzen.

Im Materiellen stehen diese Menschen in Gewohnheiten und Sitten wenig von der vornehmeren Classe ab; nur ist die zweyte Classe weniger verständig, und noch neugieriger als die erste. Nach einem Provincial-Gesetze ist der Sohn seinem Vater bis zum angetretenen 21. Jahre die Arbeitshülfe in der Hauswirthschaft schuldig, und wenn dieser Zwang aufhört, verschwindet auch die Autorität der Ältern. Die Canadierinnen dieser Classe sind übel erzogen, sehr wollüstig, und lieben den Putz. Alles im Hause ist höchst reinlich, nur nicht ihre Person; außer wenn sie in Gesellschaften erscheinen. Vielleicht gibt es keine Weiblichkeit, die an buntem Putze so viele Freude hat als diese. Wenn die Arbeit des Mannes oder des Vaters, oder Geschenke der Liebhaber ihnen einen prächtigen Anzug verschaffen kann, so tragen sie ihn gewiß, so gemein auch ihr Geschmack in der Wahl ihres Putzes ist. Ihr schwarzes seidenes Staatskleid hat zur Besetzung ein hochrothes oder grünes Band. Die Strümpfe haben blaue Strumpfbänder; Schuhe, welche niemahls gewichst worden sind, musselinene Halskragen mit Azur und Scharlach eingefaßt, und einen Hut von reichem Taffet und dem feinsten Glanze trägt die Dame bey ihrem Reitkleide; denn selbst ihre Dienerinn muß Reitkleider haben. Auf Reisen im Lande trifft man beständig so geputzte Damen an, wenn sie z. B. auch nur Äpfel oder Eyer zu Markte bringen. Nicht selten reitet eine Mutter mit ihrem Kinde im Arme, ohne dabey verlegen zu seyn.

Freylich heirathen hier die Mädchen jung; aber selten den Mann ihrer ersten Liebe, und, außer in den Städten, wo die bösen Sitten Europa's herrschend zu werden anfangen, sind Geldheirathen sehr selten. In manchen Theilen Canada's, besonders in den neuen Niederlassungen, ist der Mangel an Frauen so groß, daß die Väter ihre mannbaren Töchter den Meistbiethenden oft nicht wohlfeil zuschlagen. Doch ist dieses nicht allgemeiner Gebrauch, und geschieht nur dann, wenn mehrere Brautwerber sich zugleich melden, wo denn der reichste Bräutigam in Canada's natürlicher Sprache, des Vaters Tatze am fettesten schmiert, und dadurch die Oberhand über seine glücklichen Nebenbuhler erlangt. Man glaube aber deßhalb nicht, daß sich die Canadierinn wie in Europa in der Wahl ihres Eheherrn von ihren Ältern leiten lasse; denn eine Canadische achtzehn Jahre alte Schöne ist geneigter, bey dieser Wahl die Sterne zu fragen, als ihre Ältern. Achtzehn Jahre alt, glaubt sie jetzt ganz unabhangig zu seyn und über ihre Person frey disponiren zu können. Bis sie aber achtzehn Jahre alt ist, muß sie dem Vater in seinem Haushalte hel-

ken, und wenn er nicht, wie oben erwähnt, geschmiert worden ist, so wird er nicht gern seine Zustimmung zur frühen Heirath der Tochter geben.

Nach Landesgebrauch erwartet man nicht, daß der Jüngling, der zwanzig Jahre alt ist, noch länger bey seinem Vater bleibe; wenn er aber, ohne Hausarbeit zu leisten, dort zu leben fortfährt, so muß er für Wohnung und Kost bezahlen; dagegen bezahlt ihm wieder sein Vater, wie einem Fremden, jede geleistete Arbeit. Die erste Sorge ist, sich mit Hülfe seiner Freunde ein Haus zu bauen, und nun auf die Freyte zu gehen, um sich eine Frau zu suchen. Sobald in diesem Lande die Mädchen den Kinderrock abgelegt haben, sehen sie sich als Candidatinnen des Ehestandes um einen Liebhaber um, die frischblühende Rose wird vom väterlichen Stamme gerissen, und an den Busen eines lauernden Schwanes gesteckt. Vor der Woche, in welcher der Jüngling heirathen will, ist er weit entfernt, seine Wünsche und Hoffnungen auf eine einzige Schöne zu beschränken. Jedes mannbare Mädchen dieser Classe wird sofort zu Markte gebracht; heute ist die Weiblichkeit ein Kind, morgen Braut, übermorgen Frau, und oft noch in der nähmlichen Woche Mutter.

Ein sogenannter Canadischer Heirathsgänger läßt sich selten von einem Verwandten begleiten. Er tritt in das Haus der Schönen, die mit ihm alle seine weltlichen Güter theilen soll, als ein Junggesell, und findet er, daß die Familie ihn freundlich aufnimmt, so schwatzt er mit solcher unbefangen bis Abends; hüthet sich sehr, einen förmlichen Heirathsantrag zu machen; aber er fragt die Schöne, ob sie erlauben will, daß er am nächsten oder an einen andern bestimmten Abend wieder kommen darf. An diesem Abende erscheint er abermahls ohne Begleitung, und wird mit Achtungsbeweisen und allen Leckerbissen der Jahreszeit aufgenommen. Bis zum Thee hat er selten Gelegenheit zur Unterhaltung mit seiner Schönen, da sie bis dahin mit der Zurüstung eines Canadischen Mahles genug beschäftiget ist. Bald nach dem Thee geht die Familie zu Bett, und läßt den Helden und die Heldinn im vollen Besitze des Speisezimmers, das unter andern Bequemlichkeiten auch ein Bett in einem Winkel besitzt, bis zum andern Morgen. Was sie dort machen, darum bekümmert sich Keiner. Immer folgt nun ein Stillstand der Besuche, und wenn beyde Theile mit einander zufrieden gewesen sind, so verspricht der Bräutigam, zu einer bestimmten Zeit zurückzukehren.

Beym ersten Besuche erkundigt sich der junge Herr nach der Zahl und dem Charakter der früheren Liebhaber seiner Schönen, und warum mit keinem derselben bisher eine Ehe folgte. Wenn er

hierüber genaue Auskunft erhalten hat, bereden die Liebenden eine zweyte Zusammenkunft, wenn aber das Mädchen mit ihrem Liebhaber nicht zufrieden war, so sagt sie ihm aufrichtig, daß sie ihn nicht wieder annehmen wird. Grausamer und mit mehr Verstellung handelt dagegen der junge Mann. Wenn er von seiner Seite die Braut nicht anständig fand, und nicht wieder kommen will, so reiset er ohne alle Erklärung ab, und bekümmert sich nicht weiter um die Verlassene.

Finden aber die Liebenden gegenseitiges Behagen an einander, so haben zwey oder drey ähnliche Besuche Statt, und steigt ihre Liebe fortgehend, so zeigt er einem benachbarten Magistrate an, daß er gesonnen ist, seine Geliebte zum Altare zu führen. Der Magistrat schlägt eine dießfällige Bekanntmachung in ihren Aufenthaltsorten an, welche drey Wochen angeheftet ist, sobald die Verlobten 18 Englische Meilen von einem Prediger wohnen, und meldet sich kein Einspruch, so erklärt sie jener für Ehegatten.

Es versteht sich, daß die specielle Leichtfertigkeit, ein Ehebündniß einzugehen, nicht ganz allgemein ist, daß auch in Canada bisweilen Moralität und Verstand mit Sittsamkeit gepaart sind, daß manches Erzählte dem Klima und dem isolirten Leben der Canadier beygemessen werden muß, und daß überall Umstände und Beyspiele auf Tugenden und Laster mächtig wirken, wie das Beyspiel Irland's und Canada's beweiset. In Irland wird beym Frauenzimmer die weibliche Tugend über Alles geschätzt, und ist diese verloren, so geben prinzliche Titel und Wohlstand, Witz und Schönheit kein Recht, ferner unter seinen Standesgenossen zu leben. Daher gelten Hibernia's Töchter als Lucretien in allen Welttheilen, sind treffliche Gattinnen, berathen alle häuslichen Angelegenheiten mit Weisheit, und mildern ihrem Ehegatten jedes Übel des Lebens.

Anders ist es in Canada. Hier ist das tugendloseste Mädchen bisweilen geachtet, und kann auf angesehene Männer so gut, als das keuscheste Mädchen, Anspruch machen. Daher fürchtet sich hier kein Mädchen, verführt zu werden, und hierdurch ist die allgemeine Entsittlichung der Canadischen Schönen zweyten Ranges entstanden. In Nord-Amerika sieht man häufig Mädchen mit ihrem Kinde auf dem Arme; darum haben aber diese Gefallenen gleiche Achtung mit jeder Vestalinn; jedoch genießt der weibliche Stand in jener Hemisphäre keiner solchen Verehrung, als in unserer. — Sehr treffend sang Pope in seiner Schilderung der Amerikanerinnen: „Einige Männer leben für Geschäft und Gewerbe, Andere für ihr Vergnügen; aber jedes weibliche Herz ist eine Schlange, wahre Tugend ist nirgends, wo die Verletzung der Keuschheit kein schweres Verbrechen ist, und

die Weiblichkeit handelt leichtsinnig, weil man solche in Amerika allgemein für leichtsinnig hält." Vorzüglich in den neuen Niederlassungen wird ein Mädchen mit zwey bis drey aufwachsenden Kindern mehr, als ein Mädchen mit nur einem Kinde oder gar keinem zur Gattinn gesucht, weil Arbeitsgehülfen dort so selten und so theuer sind.

In Europa heirathet man entweder um's Geld oder aus Liebe; aber in Canada selten aus einer dieser beyden Ursachen, sondern weil es in Amerika nicht gut ist, daß der Mensch allein sey, und darum heirathet auch der Canadische Jüngling gewöhnlich; doch ist gelegentliche Untreue und bösliche Desertation nicht selten. Findet letztere Statt, so sorgt der verlassene Ehegatte für eine Einrückung in die Districts-Zeitung, daß er der Entwichenen Schulden nicht zu zahlen gesonnen sey; aber förmliche Ehescheidungen, außer wegen böslicher Verlassung des Ehegatten, finden selten Statt. Gewöhnlich findet sich der Verführer einer Gattinn in aller Stille mit dem beleidigten Ehegatten ab, wenn dieser die Unthat entdeckt.

Als ich einst im Districte Gore reisete, und um zu frühstücken in einem Wirthshause abtrat, stritten sich ein Paar Frauenzimmer über die politische Frage: ob, falls die vereinigten Staaten einmahl Canada erobern würden, diese Canada in ihren Staatenbund aufnehmen, oder als ein erobertes Land benutzen würden. Da trat ein cyclopenartiger Mann in's Zimmer, welchen eine der Weiber fragte: wo er die Nacht gefreyet hätte. Er gab darüber Auskunft, und beschwerte sich, daß er eine zu keusche Irländerinn angetroffen habe, welche ihm in ihrem Hause keine andere Schlafstelle, als auf der Flur, habe anweisen wollen, so viel er ihr auch für eine andere gebothen habe. Mir aber gab auf meine Frage die redselige Schwätzerinn eine Auskunft über das auf die Freyte gehen (sparkling) in Amerika, das eine keusche Feder nicht zu erzählen wagt.

Es wollen übrigens dort die Hausfrauen für sehr fleißig gelten, wozu sie freylich der dortige Mangel an Dienstbothen und Taglöhnern zwingt; doch unterläßt die Ehefrau nicht, ihrem Ehegemahl den möglichst großen Theil der Haushaltslasten aufzubürden, wie ich oft mit eigenen Augen sah, und in Ermangelung eines nahen Wirthshauses, in das Haus eines Landmannes einkehrend, wahrgenommen habe. Auch dort hat man alle Bequemlichkeiten, aber kein Getränk, und zahlt etwas weniger als in den eigentlichen Wirthshäusern.

26.

Einige Eigenthümlichkeiten des Canadischen Volkslebens.

Viele Bewohner von Ober-Canada sind Ausgewanderte aus den vereinigten Staaten, oder Nachkommen derjenigen, welche nach dem Revolutions-Kriege hier einwanderten. Beyde sind ihrem ursprünglichen Vaterlande nicht sehr zugethan. Höchst unternehmend und höchst ehrgeitzig wollen sie vor Allem gern schnell reich werden. Aber da sie die Gefahren allzu kühner Unternehmungen nicht kennen, so werden sie durch ihre Begierde, schnell unabhängig zu werden, solches oft niemahls. Der Begriff der Rechtschaffenheit und der Wahrhaftigkeit geht bey ihrem vorschnellen Streben nach Reichthum verloren. Die meisten Canadier sind eben so unwissend, als sittenlos. Sie versprechen, was sie niemahls erfüllen wollen, sind gränzenlos halsstarrig und unverbesserlich eitel. Gleich ihren republikanischen Nachbarn, halten sich die Canadier für das klügste Volk auf der Erde. So wenig sich ein Zebra zähmen läßt, so wenig nimmt ein Amerikaner Belehrung von einem Fremden an.

Sie sind überaus neugierig, welches keine kleine Plage für den Ausländer ist. Niemand hat natürlich Lust, jedem Zudringlichen zu erzählen, woher er kommt und wohin er reisen will, wie ihm das Land gefallt, das er durchreiset, oder wie herzlich er dessen Bewohner verachtet; ob sein Vater ein Strumpfweber oder ein Parlamentsherr war; ob seine bessere Hälfte mehr einer Römischen Lucretia, als Potiphars Weibe gleicht? Aber alle solche Fragen müssen beantwortet werden, und wenn er fragt, ob solche Fragen beantwortet werden müssen, so fragt man noch zehn Mahl mehr, und schärft durch das Ausweichen noch mehr die Neugierde des Inquisitors. Der bekannte Doctor Franklin fand diese Neugierde seiner Landsleute so unerträglich, daß er vor der Thür eines Wirthshauses, in das er einkehren wollte, so fort alle wahrscheinlichen Fragen beantwortete, und am Ende für sich und sein Pferd Erfrischung verlangte.

Aber die Amerikaner sind seit Franklin's Ableben noch weit neugieriger geworden; denn jetzt hätte ihn seine General-Erklärung vor keiner Special-Untersuchung geschützt. Doch gestehe ich, daß die Neugierigen gleiche Begierde haben, Andern, was sie wissen, mitzutheilen, was dem Fremden bisweilen nicht wichtig scheint, aber doch oft nützlich ist. Sie geben ihren Lebenslauf in der Kürze; erzählen sehr umständlich alle Schwierigkeiten ihrer ersten Niederlassung, und schließen mit der Angabe ihrer jetzigen guten und schlechten Aus-

sichten. Aber es ist schwer, sie zu verstehen; theils, weil sie manchem Worte einen andern Sinn, als die Britten, beylegen; theils, weil sie so viele kräftige Flüche beymischen. Einen reichen Mann nennen sie einen stattlichen Mann (clever); harte Arbeit, zähe Arbeit; ein hübsches Mädchen, ein Feuermädchen; ein gutes Haus, ein königliches oder ein Prachthaus; ein reitzbarer oder leidenschaftlicher Mann, heißt ein garstiger Mann, und eine brave Hausfrau, eine feine Frau.

Schon jetzt weicht die Sprache Altengland's sehr von der Provincial-Sprache der Amerikaner ab. Letztere ist ein alter Bekannter mit neuem Gesichte. Der Amerikaner kennt übrigens nur den Winkel der Erde, wo er gelebt hat. Alle seine Begriffe haben Beziehung auf Landwirthschaft und Mechanik, und selten lehren sie einen Fremden, was er nicht schon weiß. Gemüth, menschenfreundliche Theilnahme oder Witz besitzen sie selten, sind aber weidliche Zecher, weil der Branntwein und Rhum dort wohlfeil ist. Kartenspiel, Pferderennen, Ringen und Tanz sind die Hauptvergnügungen der Männer. Weil aber dem Canadier ein Dollar seltener klingt, als einem Algierer der Klang des Wortes Freyheit, so setzen sie statt des Geldes gewöhnlich Thiere auf's Spiel, und manchem Canadier raubte eine unvorsichtige Spielpartie die Frucht zwanzigjährigen Fleißes.

Bey ihrem Boxen fallen sie sich einander wie wilde Thiere an, und suchen sich fast die Augen aus dem Kopfe zu schlagen. Oft findet dieses auch Statt; die Nase wird zerbrochen, ein halbes Ohr abgerissen, oder ein Stück von den Lippen, und der Kampf hat erst ein Ende, wenn der Gegner sich für überwunden erklärt. Übrigens stört Keiner aus Menschlichkeit solche blutige Kämpfe. Aber dieselbe Boxlust wird noch täglich in England in der Grafschaft Lancaster und in einem Theile der Grafschaft York geübt. Man darf sich daher nicht wundern, daß die Canadischen Halbwilden solchen Unfug noch dulden! Aber im südlichen Theile der Nord-Amerikanischen Freystaaten, und z. B. in Virginien ist das Boxen noch weit allgemeinere Volkssitte und stets die Entschuldigung bey der Hand, daß diese Übung Brauch und Erbschaft Altengland's sey.

27.

Fortsetzung der Beschreibung der Volkssitten von Ober-Canada.

Sehr unwahr ist Dr. Howison's Behauptung, daß der Canadier Fremde gastfreundlich aufnehme. Ich betrachte nähmlich die Gastfreundschaft als eine Tugend, die uns Christus und seine Apostel

empfohlen haben; denn die freundliche Aufnahme für Geld nenne ich keine Tugend. Eben so wenig nenne ich das Spenden von Gastmahlen an seine Bekannten Gastfreundschaft, und bin stolz darauf, der Irländischen, als der gastfreundlichsten Nation, anzugehören, welche solche auch in der Armuth nicht hintansetzt. Freylich wird man von jedem Canadier eingeladen, wenn man zur Tischzeit zu ihm kommt. Wenn ich aber hernach fragte, was ich schuldig sey, so hat man mir immer mit einer einzigen Ausnahme geantwortet, daß ich geben könnte, was ich wollte. Ich gab dann stets, was ich in einer anständigen Herberge bezahlt haben würde, und man nahm das Geld, ohne einmahl dafür zu danken. Freylich ist diese Filzigkeit kein Fehler der dortigen sogenannten vornehmen Classe; aber diese ist so klein in der Zahl, daß sie nicht in Anschlag gebracht werden kann, wenn man von den Sitten im Allgemeinen redet. Auch findet man nur außer den Pallästen der Vornehmen die wahren Sitten einer Nation, wie man auch aus den prächtigen Gastmählern der Reichen keinen Wohlstand der ganzen Nation folgern kann. Die Menge in jedem Volke ist weder reich, noch lebenslustig. Das wahre Volk ist das arbeitende in Gewerben und in der Feldwirthschaft. Ist diese Menge wohlgemuth, so darf man sagen, daß das Volk glücklich ist. Ich halte mich nicht für berufen, den Lobredner der wenigen Canadier in den ersten Classen zu machen, die mich mit Freundschaft und Gefälligkeit überhäuften, wofür ich solchen recht sehr verpflichtet bin. Meine Absicht ist, die Leser in Kenntniß zu setzen, wie es mit dem Volke auf dem Lande, und folglich mit der Menge der Canadier aussieht.

Es pflegen im Winter die Canadischen Familien-Gesellschaften sich zu Schlittenpartien zu vereinigen, wobey man Reisen von 10 bis 12 Meilen in der Nachbarschaft macht. Man trinkt in Gesellschaft da, wo die Schlitten einkehren, Thee, schwatzt über scandalöse Dinge, und fährt Abends wieder nach Hause. Solche unverlangte und unerwartete Besuche wären in einem geselligeren und gastfreundlicheren Volke nicht angenehm, wenn zwanzig bis dreyßig unerwartete Gäste zum Besuche erscheinen würden; aber in Canada macht das keine sonderlichen Umstände; denn in diesem fruchtbaren Lande ist Jedermann auf eine solche Bewirthung stets eingerichtet; was die Küche bedarf, wächst Jedem auf seinem Landsitze zu. In einer Stunde steht eine Mahlzeit vor der Gesellschaft, dessen Substanz einem Fürsten genügen könnte. Selten ist die Mehltonne leer, und immer Schweinefleisch vorräthig, und der Hühnerhof wohl besetzt. Erbsen, Gebackenes und Eingemachtes ist im Haushalte eines Ca-

lonisten an der Tagesordnung. Auch fehlen tausend Kleinigkeiten keinesweges, die ein Gastmahl schmücken.

Keine Volks-Classe auf der Erde ißt und trinkt besser, als der Canadier. Schon beym Frühstücke erscheinen nicht selten zwölf bis vierzehn verschiedene Schüsseln mannichfaltiger Speisen. Grüner Thee, Carbonade, Honigscheiben, gesalzener Lachs, Pfundkuchen, eingemachte Gurken, Hühner, Apfeltorten, Ahornzucker, Erbsenpudding, Ingwergebackenes und Sauerkraut liefert dann die Frühkost. Eben so substantiell ist die Mittags- und Abendmahlzeit.

Nichts blickt bey einem Volke, welchem eine gute Erziehung und geistige Bildung fehlt, in Allem, was den wahren Nutzen des allgemeinen Social-Zustandes betrifft, so nachtheilig hervor, als der Geitz. Diese alte Bemerkung mußte ich in der Erfahrung meines Lebens besonders bey den Canadischen Handwerkern bestätiget finden, welche keine sehr liberale Erziehung genossen hatten. Weit weniger waren immer diejenigen auf großen Gewinn begierig, welche einer etwas liberalen Erziehung genossen hatten. Besonders auffallend war mir in diesem Volke die Abneigung, sich durch Lesen einige mangelnde Bildung und Kenntnisse zu verschaffen. Sie glauben nicht, daß es der Mühe werth sey, ihren Geist zu erleuchten. Daher siegt bey diesen Menschen ohne Cultur so häufig die Leidenschaft über das, was der Verstand gebiethet, und man strebt daher so sehr nach verbothenen Genüssen, indem man seine Unabhängigkeit leider oft darein setzt, schlechte Streiche zu machen. Besitzt der Canadier eine ordentliche Landstelle, so hat er genug, um mit seiner Familie anständig davon zu leben. Da sie es nicht nöthig haben, ihren Nachbarn das Mindeste zu entziehen, so haben diese Nachbarn eben so wenig Grund, jenen zu beeinträchtigen. So wie aber der Canadier zu mehr Wohlstand gelangt, so wird er niederträchtig und geitzig, als wäre er ein dürftiger Mann.

Der Götze des Canadiers ist seine Sucht, reich zu werden, und dieser Sucht opfert er Rechtschaffenheit, Treue des gegebenen Wortes, Reinheit der Sitten und Religion auf. In diesem Volke, wo Jedermann das zum Leben Unentbehrliche besitzt, schämen sich Wenige, einander offenbar zu betrügen, und so weit ist diese Menschen-Classe verdorben, daß der abgefeimteste Betrüger für den gescheidtesten Mann gilt. Einen Mann, der Jedermanns Achtung verdient, nennt man einen Canadier, welcher Reichthum, Schurkenstreiche und Verstellung mit einander verbindet. Nicht leicht geräth der Canadier in höchste Leidenschaftlichkeit, auch ist er deßwegen nicht leicht rachsüchtig. Bey seinem kalten Herzen und geringer Empfänglichkeit für seine Empfindung hat er wenig Sinn für Liebe und

Dankbarkeit. Die Liebe fehlt, weil das schöne Geschlecht dort so geringe Reitze hat, und dabey so vielen Hang zur Unkeuschheit und Unbeständigkeit. Zur Dankbarkeit findet sich ebenfalls dort weniger, als anderswo, Gelegenheit. Keiner ist seinem Nachbar im Mindesten verpflichtet; denn Geld zu leihen und zu borgen ist in Canada selten. Keiner dient dem Andern, ohne sofort dafür einen Gegendienst oder Bezahlung zu erwarten. Kein Nachbar borgt dem andern einen Pflug oder eine Egge, ist aber sehr bereit, ihm solche zu vermiethen. Das nähmliche Vermiethen ist üblich, wenn Einer dem Nachbar einen Zaum, Sattel oder Geschirr leihet, und derjenige, welcher es liefert, bedingt sich den Ersatz jeder Beschädigung, und außerdem eine gewisse Miethe. So wird ein Pflug, eine Karre und ein Schlitten zu 2½ Shilling pr. Tag vermiethet, welches Miethegeben sich bis auf die kleinsten Artikel erstreckt.

Dieser vorherrschende Eigennutz stört ungemein die freundliche Geselligkeit unter Nachbarn, welche sich unentgeldlich auch nicht die mindesten Dienste leisten, und gibt dem Canadischen Charakter ein schmutziges Äußeres, indem dieser eines der wichtigen Mittel der Civilisation entbehrt, welche die verschiedensten Familien und Menschen freundlich an einander knüpft.

Allgemein ist dagegen das eigennützigste Treiben, auch selbst auf dem unredlichsten Wege Geld zu machen. Viel Böses entspringt in Canada aus dem allgemeinen Geldmangel. Desto häufiger ist hier deßwegen der Tauschhandel, der weit mehr Betrügereyen zuläßt, worin kein Volk erfahrener ist, als der Canadier. Auf nichts ist man so stolz, als auf die Gewandtheit, die Unwissenheit oder das blinde Zutrauen seines Landsmannes mit Erfolg täuschen zu können. So hörte ich einst einen Canadier von einem Fremden erzählen: „Ich nahm ihn in's Haus, kleidete und schor ihn. Krank, wie er war, sperrte ich ihn ein, und preßte ihm sein bares Geld ab." Würde man einem Canadier ein verrathenes Zutrauen und dessen Niederträchtigkeit vorhalten, so würde er Einem in's Gesicht lachen, und sich niederträchtig freuen, ihn betrogen zu haben. Selbst Doctor Howison, der so gern von Ober-Canada viel Gutes sagen wollte, gesteht vom Districte Niagara, dem reichsten in der ganzen Provinz, daß die meisten dortigen Bewohner ein wahrer verdorbener Auswurf anderer Nationen seyen, und ungeachtet ihres Wohlstandes die Lasterhaftigkeit ihrer frühern Armuth nicht ablegten; er bedauert, daß ihre so herrlichen Grundstücke von Menschen besessen werden, die durchaus keiner liberalern Ideen fähig seyen.

28.

Häufige Criminal-Fälle in Ober-Canada.

In England hat man den Glauben, daß da, wo wenige Verbrechen begangen werden, die allgemeine Sittlichkeit hoch stehe, und es duldet Keiner, daß ihm seine wohlerworbenen Rechte geschmälert werden; er läßt sich nicht ungestraft beleidigen, nicht sein Ehebette beflecken, nicht sein Eigenthum rauben, und hat kein Gemüth, welches Unrecht oder Bedrückung zu ertragen vermag.

Aber so viele Schändungen durch Nothzucht, Verführung und gebrochenes Eheversprechen in Ober-Canada wohl gegründet seyn mögen, so selten ist dennoch, daß wegen solcher Unthaten eine gerichtliche Klage im monarchischen oder republikanischen Nord-Amerika Statt findet.

Da die Amerikanerinn über ihre Person selbst in der Ehe noch frey disponiren zu können glaubt, so ist die Hahnreyschaft dort sehr allgemein, und man ist in dieser Hinsicht so tolerant, daß ich fast verzweifeln würde, zwölf geschworne geborne Amerikaner zu finden, welche bey einer Schadensklage des gekränkten Ehegatten solchem auch nur dießfalls eine Strafe von sechs Pence zuerkennen würden.

Eben so wenig ist es Sitte, den Verführer des weiblichen Geschlechtes in Criminal-Anspruch zu nehmen. Man duldet die Entehrung einer Tochter oder einer Gattinn mit einer Ruhe, die außer Amerika empören muß.

Vor ungefähr zwey Jahren flüchtete sich ein wohlhabender Irländer, Herr W., aus seinem Vaterlande in Ober-Canada's Wildnisse, woselbst er eine Niederlassung gründete. Ihn begleitete dahin eine liebenswürdige Gattinn mit fünf Kindern. Unter solchen befand sich eine junge unschuldige und liebenswürdige Tochter. Alle, welche sie kannten, ehrten sie. Von ihren Ältern wurde sie fast angebethet, und von ihrer Familie geliebt, in welcher sie der Mutter Haushaltungslasten zu erleichtern gewohnt war.

Die Reitze der schönen Irländerinn bewogen einen Canadischen Jüngling von angesehener Familie, die Liebe derselben zu suchen; sie war 18 Jahre alt, also in der für empfängliche Herzen gefährlichsten Periode des Lebens. Man sprach viel von der Tugend dieses reitzenden Mädchens; der junge Canadier bezweifelte aber, daß eine junge Europäerinn erhabenere Begriffe von weiblicher Tugend hegen könne, als seine Landsmänninnen, und es gelang ihm am Ende, das unglückliche Mädchen zu Falle zu bringen. Nachdem er erst die

Freundschaft und das Zutrauen der Ältern sich verschafft und der Irländerinn die Ehe versprochen hatte, glaubte sie seinen Schwüren ewiger Treue und Liebe, und hielt den, den sie liebte, nicht für einen höchst niederträchtigen Menschen. Gemeinschaftlich entwarfen die Liebenden den umständlichen Plan ihres künftigen, häuslichen Lebens.

Kaum war sie schwanger, so verließ sie der Niederträchtige. Gegen Canada's Sitten beschloß die edle Fremde ihr Unglück nicht zu überleben, und theilte diesen Entschluß ihrem Verfuhrer mit. Kalt und gefühllos ertheilte er ihr die Antwort, daß er niemahls die Absicht gehabt habe, sie wirklich zu heirathen. Sofort gab die Unglückliche ihren Ältern die Absicht zu erkennen, eine Freundinn besuchen zu wollen, kam mit solcher an das wenigstens 100 Fuß hohe Ufer eines schnellfließenden Flusses, entfernte die Freundinn unter irgend einem Vorwande, schrieb auf dem Rasen einige flüchtige Zeilen, worin sie ihren Entschluß des Selbstmordes erklärte, steckte diese Zeilen sorgfältig an ihren Busen, stand hastig auf, nahm ihre Freundinn bey der Hand, sagte ihr Lebewohl, und stürzte sich über Kopf in den Fluß. Diese eilte zur Familie, um deren Hülfe herbey zu rufen, als sie ihre Freundinn im Todeskampfe zwischen den Felsen erblickte. Ihre Familie fand sie zwar noch lebend, aber ihr Gesicht war todtenblaß, und die Sprache bereits verschwunden. Wie wohl ein Arzt zufällig zugegen war, so konnte sie doch nicht mehr gerettet werden, und verschied, sobald man sie aus dem schrecklichen Abgrunde gebracht hatte.

29.

Erziehung der Canadischen Jugend.

Man kann sich die Verdorbenheit des Canadischen Charakters nicht richtiger als durch ein treues Gemählde der schlechten Erziehung der Kinder darstellen. Der junge Ober-Canadier hat eben so unsinnige Begriffe von Gleichheit und Unabhängigkeit, als sein Vater, in Folge dessen Lehren und seines Beyspieles. Kaum lispelt er den Nahmen seiner Mutter, so fühlt er sich schon als wichtiges Glied der Familie, und will selbst seinen Ältern nicht mehr gehorchen. Bey Tische will er zuerst bedient und am schnellsten aufgewartet werden. Er wird gewohnt, immer zu befehlen, und niemahls Bitten vorzutragen. Jeder, auch der unsinnigste Wunsch, wird sofort befriediget. Der Knabe wird nicht in die Schule geschickt; denn die

Ältern fürchten, daß der Lehrer den ihnen so erfreulichen Eigensinn des Kindes brechen, und ihm durch ein entgegen gesetztes Benehmen Kummer machen möchte. Sieben oder acht Jahre alt führt er als Spielzeug stets eine Art mit sich, lernt einen Baum fällen, einen Zucker-Ahorn abzapfen, einen Trog von Buchsbaum aushöhlen, und wenn er darin Gewandtheit erlangt, so sagen ihm die Ältern, daß seine Erziehung vollendet sey, und daß er künftig dem Glücke Trotz biethen könne. Schon der Knabe denkt darauf, einmahl die Stütze seiner Familie und die Zierde seines Vaterlandes zu werden. Kaum zeigt sich das Barthaar, so hält er sich für einen Mann, und spricht über Alles mit Personen jeden Alters, kann keinen Widerspruch ertragen, hat vom Vater die Handelsgier geerbt, macht für sich Geschäfte, und hat oft schon, ehe er 15 Jahre alt ist, ein beträchtliches Vermögen. Seine Schul-Kameraden im Tausch, und Handel zu betrügen, ist das Erste, wornach er trachtet, und wenn es ihm gelingt, gibt man ihm Beyfall. Schon jetzt glaubt er sich unabhängig, und frey wie Bergluft. Er kennt keinen Zwang, geht, wohin es ihm beliebt, thut, was ihm gefällt, und glaubt, er sey keinem Sterblichen für seine Handlungen Rechenschaft schuldig. Seinen Leidenschaften und Gelüsten läßt er frey den Zügel schießen, ohne auf den Rath und auf die Lehren seiner Ältern zu achten. Treue und Sittlichkeit kennt er nicht, und biethet kühn Allem Trotz, was der bessere Theil der Gesellschaft für ehrwürdig hält. Ohne Kummer verläßt er das väterliche Haus, und tritt nun unabhängig in der Welt auf, nachdem er volle 20 Jahre alt geworden. Selten gibt der Vater seinen Kindern von dem, was er besitzt, eine Ausberathung, um damit ihr Glück zu versuchen; er läßt sich entweder Land von der Regierung anweisen, oder kauft solches auf lange Termine von einem Privaten. Nun baut er sich ein Haus, nimmt eine Frau, und denkt, daß die Erhaltung einer Familie leicht ist. Oft fängt er seinen Haushalt ohne einen Thaler in der Tasche an, und besitzt so wenig, daß er im ersten Ansiedelungsjahre von Credit lebt. Einen jedem Andern würde eine solche Lage in Angst setzen; aber ein Amerikaner hält es für eine Kleinigkeit, so viel zu verdienen, als das Leben bedarf, und freut sich, große Schwierigkeiten, die sich ihm entgegen thürmen, zu besiegen. Er fühlt sich unabhängig, und seinen Arm stark genug, um am Ende ein großes Ziel zu erreichen. Jeder Canadier hat stets das Gestirn völliger Unabhängigkeit vor Augen, und mag es ihm beym ersten Beginnen auch noch so sauer werden, so gelingt es ihm doch gewöhnlich, nach etwa sechs Jahren ohne Schulden zu seyn, und ein gutes Inventarium auf seiner Landstelle zu besitzen, auf der er selbst am

Sonntage die Hände nicht in den Schooß legen darf. Sein Sprichwort ist: „Heute wollen wir essen, trinken und arbeiten, um morgen desto besser leben zu können.“ Mit frohem Muthe kehrt er Abends in sein Haus zurück, schläft fest, weil ihn Arbeit ermüdet hat, und arbeitet am folgenden Tage Frühmorgens wieder. In den ersten Jahren wendet er nichts an die Verbesserung oder Verschönerung seines ersten von Balken erbaueten Hauses, und eben so wenig an dessen Mobiliar. Mit der Axt hat er sich seine rohe Bettstelle ausgehauen. Die Seiten, die Pfosten und das Ende sind durch Stricke von der Rinde des Buchsbaumes befestiget; auf den Federn der erlegten Vögel schläft er; sein Tisch ist ein großer Holzblock. Die vier oder fünf Bänke in seiner Wohnung sind eben so roh ausgehauen, und das unentbehrliche Küchen- und Tellergeräthe beschließt sein weniges Mobiliar. Selten sorgt er einmahl dafür, die Luftlöcher seiner Wohnung zuzustopfen; denn im Sommer, sagt er, gibt dieses Kühle, und im Winter hat man immer warm, wenn das Feuer auf dem Herde brennt, und die Luft im Hause so rein ist, als außen. Wenn der junge Canadische Bauer nur satt Schweinefleisch und Pudding, Ahornzucker, Sauerkraut und Johanneskuchen hat, so verlangen er und seine theure Ehehälfte vorläufig nichts mehr, wenn Letztere nur bisweilen zu Ball gehen kann, woselbst sie auch jetzt schon aufgenommen wird, obgleich das Luftschloß eines prachtvollen Landhauses nur in den kühnen Hoffnungen der Eheleute existirt.

Nach diesen Jahren wahren Elends faßt der junge Mann den kühnen Entschluß, sich eine Wohnung nach seinem Geschmacke zu bauen, und verpfändet sein Landgut einem nahen Landkaufmanne, der ihm, wenn er als ein fleißiger und unternehmender Mann bekannt ist, Alles, was er zum Hausbaue bedarf, auf Credit liefert. Steht nun das große und geschmackvolle Haus da, so möblirt er es auch eben so prächtig. Die Familie zieht in das neue Haus, und ein Paar Jahre lang gehen die Sachen ziemlich gut; aber der neue Triptolemus fängt an, den Landherrn zu spielen; glaubt, er habe nicht länger nöthig, für sich und seine Familie zu arbeiten, indem er annimmt, daß die vorigen sauern Jahre seine Kräfte zu sehr geschwächt hätten. Er wird ein Spieler, wettet viel, und macht allerhand Unternehmungen, wodurch er reich werden will. Gehen nun solche Unternehmungen nicht ganz nach seinem Wunsche, so liegt er Tag und Nacht in der nahen Schenke mit Kameraden, welche eben so schlechte Lebensart treiben. Sein Landgut geräth in Verruf, wenig Früchte und viel Unkraut zu tragen, und daß er sein Vieh vernachläßiget. Nun klagt der Kaufmann seinen Verpfändungsbrief ein, und verlangt die Bezahlung seiner Rechnung. Das Landgut

muß verkauft werden, und mit dem, was nach bezahlten Schulden übrig bleibt, wagt sich der Canadier in den Speculations-Handel, wobey er meistens Geld verliert, und wenn er keinen Stüber mehr übrig hat, läßt er sich eine neue Einöde in der Wildniß anweisen, und fängt dort von neuem mit seiner Frau und einem halben Dutzend Kindern die sauere Arbeit seiner ersten Jugend wieder an. So reich der Boden auch ist, und so herrlich das Klima auch seyn mag, so gibt es doch unter zwanzig Bauern nur einen, der nicht so viele Schulden hat, als seine Stelle werth ist. Alles dieses ist aber Folge der Canadischen Eitelkeit, Unsittlichkeit und Speculations-Wuth.

Auffallend bleibt es indessen, daß die unzähligen Beyspiele der nachtheiligen Folgen, zu früh die Feldarbeit aufzugeben, den jungen Colonisten nicht einleuchten, um sich vor ähnlichen Gefahren zu hüthen.

Gewöhnlich wird ein glücklicher Landwirth in späteren Jahren ein Gastwirth oder ein großer Speculations-Mann. Neun Zehntheile der Canadischen Bauern sterben jung in Folge ihrer unmäßigen Liebe zu starkem Getränke. Selten hinterläßt ein Canadier seiner Familie bedeutendes Vermögen, und pflegt dann zu sagen: „Er habe mit nichts angefangen, und seine Kinder sollten es eben so machen." Auch der Britte strebt sein Leben lang nach Unabhängigkeit; aber er hört nicht jung auf zu arbeiten, und freuet sich mehr der Aussicht, seinen Kindern ein Vermögen zu hinterlassen, als das Erworbene wieder zu vergeuden.

Statt daß man glauben sollte, ein von der Vorsehung mit Subsistenz-Mitteln so reichlich gesegnetes Volk müßte wenigstens seiner Nachkommenschaft eine bessere Bildung geben, als die Ältern besaßen, scheint in Ober-Canada die Civilisation in allen Dingen, welche dem Leben frohen Reitz zu geben vermögen, rückgängig zu seyn, und selbst diejenigen, welche das Glück ausgezeichnet begünstigte, denken nicht daran, ihren Kindern eine edle Erziehung zu geben.

30.

Nachtheilige Folgen der schlechten Erziehung der Jugend in Ober-Canada.

Weil der Ober-Canadier mit einem guten natürlichen Verstande begabt ist, und sich damit ohne alle Schulbildung in seiner Welt durchschlagen zu können getrauet, so hat er keine Achtung vor jeder

höheren Bildung, und noch weniger für die Wissenschaften, welche nicht offenbaren Gewinn im bürgerlichen Leben abwerfen. In Canada hält sich auch der unwissendste Mensch fur einen sehr erleuchteten. Noch können sehr Wenige lesen oder schreiben, und in nichts ist der Canadier geitziger, als im Schulgelde für seine Kinder. Ihm scheint, daß der Sohn genug weiß, wenn er sein landwirthschaftliches Gewerbe versteht, und die Tochter, wenn sie kochen oder Flachs spinnen kann. Diese Unfahigkeit zu lesen und zu schreiben, veranlaßt im Canadischen Unterhause manche Lächerlichkeit. In den funf Jahren, in denen ich in Canada lebte, habe ich nur zwey Personen gesehen, welche ein Buch in der Hand hatten, und einer derselben las in einem medicinischen Werke, um die Krankheit kennen zu lernen, welche ihn befallen hatte. Wegen des Mangels an Taglohnern und Dienstbothen muß schon der sieben- und achtjährige Knabe auf dem Gute seines Vaters arbeiten, Ochsen treiben und Pferde leiten. Noch sind die Schulwege nach den wenig verbreiteten Schulen zu weit. Große Vortheile hat eine starke Bevölkerung in jedem wohlorganisirten Staate, wo selbst schon dadurch die Kenntnisse allgemein sich vermehren; unzählig sind dagegen die Übel, welche aus einer schwachen Bevölkerung entspringen, die in einer menschenleeren Wildniß zerstreut lebt.

Zwar hat die Krone beträchtliche Ländereyen zur Dotation der Schulen angewiesen; aber so lange die Kronländereyen so wohlfeil zu erlangen sind, ist es unmöglich gewesen, die dafür ausgesetzten Ländereyen zu guten Preisen zu verkaufen.

Eigentlich hat man nur zwey gute Schulen mit geschickten Lehrern: zu Kingston und Niagara.

Nach einem Landesgesetze vom Jahre 1807 sollte jeder District eine Schule besitzen, worin die Sprachen der Classiker und die practische Mathematik gelehrt würden. Jeder solcher Lehrer erhält 100 L. St. Gehalt, und diese Schulen sind wirklich jetzt eingerichtet; aber der kleine Gehalt reicht selbst in diesem wohlfeilen Lande nur hin, einen Lehrer im ehelosen Stande zu unterhalten, und in Canada ist man nicht gewohnt im ehelosen Stande zu leben.

Im Jahre 1816 verfügte ein Gesetz, daß in jeder Landesgemeinde (township) eine Elementar-Schule gestiftet werden solle; aber das Gesetz befahl zugleich, daß jede Ortschaft mit 20 Schulkindern eine eigene Schule besitzen solle, und jeder Schulmeister solle 25 L. St. Gehalt genießen. Es ist aber die Provinz bisher nicht im Stande, die große Summe der dießfalligen kleinen Lehrgehalte aufzubringen. Auch war eine Clausel dieses Gesetzes unvolksthümlich, daß man zu den Lehrerstellen nur Brittische Unterthanen

nehmen solle, weil es den Gliedern der Schul=Acht mißfiel, daß bloß Europäer oder Canadier den Schulunterricht ertheilen sollten.

31.

Zustand der Religion, der Sittlichkeit und der Geistlichkeit.

Auch der Religions=Unterricht in Canada ist überaus schlecht. Daher erklären sich freylich auch so viele dort herrschende Unsittlichkeiten, die Nichtachtung der Heiligkeit des Sonntags, das schändliche Fluchen, das unanständige Anrufen des göttlichen Nahmens, die so allgemeine Verletzung des Anständigen unter gebildeten Völkern, die practische Verachtung aller erhabenen Handlungen und Gesinnungen, welche der Tugend huldigen, und warum endlich die Nation in Ober=Canada so schreckliche Beweise eines verdorbenen und entarteten Volkes zeigt. Ich kam mit großen Vorurtheilen für den Charakter der Einwohner hierher, sah aber bald, wie sehr ich mich getäuscht hatte; den Pfad der Rechtschaffenheit und der Tugend hatte man allgemein verlassen, und wandelte im Wege des Treubruches und der Gottlosigkeit. Der Canadier ist seiner Natur nach kalt und phlegmatisch in Leidenschaften, und doch, man darf es sagen, in Lastern eingeübt, welche anderswo nur aus unbändigen Leidenschaften entspringen, wo durch ein warmes Klima und ein hitziges Temperament gewißer Maßen die Natur zur Wollust entflammt; und in diesem christlich genannten Volke, begünstiget durch die glänzenden Strahlen der göttlichen Offenbarung, sieht man die größten Sünden und die Ehre der Menschheit verdunkelt.

Das Schwören ist unter dem Pöbel aller Nationen und in Europa, besonders in Irland, gemein; jedoch ist dieser Unfug unter den Canadiern noch viel ärger, und je mehr der hiesige Pöbel überzeugt ist, daß er lüge, je fürchterlicher klingt der Eid, womit er wissentlich Unwahrheit betheuert.

Jedes Volk, welches in der Civilisation niedersteigt, zeigt mehr thierische Laster, als das roheste Volk, welches sich zu civilisiren strebt. Die Menschen, welche eine bessere Erziehung und Bildung genossen hatten, und durch Unglück, Laster oder Verbrechen aus der vornehmeren Gesellschaft ausgeschlossen werden, sind nachher weit wilder und thierischer als die rohesten Menschen der untersten Classen, zu denen sie hinabsanken. Ich habe in Canada viele in ihrem Vaterlande einst angesehene Personen gekannt, welche nach ihrer Einwanderung in Canada sich bald die Schlechtheiten des neuen Va=

terlandes aneigneten. Es kamen etwa 200 Personen hierher, welche sich unter der Leitung meines Vaters hier angesiedelt haben. Unter diesen waren wenigstens 50 sehr sittliche Methodisten. Aber wie haben sich diese Menschen in Canada verschlechtert, da sie Sabbathsschänder, Flucher und Säufer geworden sind? Gleiche Erfahrung machte der ehrwürdige Doctor Strachan in seinem kürzlich in York erschienenen Werke: „Der Erinnerer an das Christenthum.“ Es wäre sehr zu wünschen, daß zur Erhaltung des wahren Christenthumes in den noch sehr unbevölkerten westlichen Districten sich Missionarien einfinden möchten, welche bey ihren mäßigen Bedürfnissen sich in Ober-Canada niederlassen wollten; weil die meisten neuen Niederlassungen zu arm sind, um sofort Prediger und Schullehrer zu berufen. Bisher hat Ober-Canada an Geistlichen der bischöflichen Kirche nicht mehr als sechszehn, an Geistlichen der presbyterianischen Kirche vier, und an Römisch-katholischen fünf, welche auf einer Linie von wenigstens 500 Englischen Meilen natürlich unfähig sind, allenthalben zu lehren und zu predigen, wo es doch Noth thut.

Zwar gibt es einige sogenannte Reiseprediger von der Kirche der Methodisten in den Freystaaten; aber diese Herren sind gar zu republikanisch gesinnt, und wollen ihre Religion und Politik zugleich verpflanzen. Zwar könnten alle alten Niederlassungen recht gut einen Prediger ernähren, welches jedoch in den neuen Niederlassungen ohne Hülfe der Regierung nicht möglich ist.

Es finden in Canada manche Versammlungen, um christliche Andacht zu pflegen, im freyen Felde Statt; aber auf diesen Andachtsplätzen wird eben so viele Unsittlichkeit, als auf den Wallfahrtsreisen ausgeübt. Mancher, der einer solchen kirchlichen Andacht im Freyen beywohnen will, macht eine Reise von mehr als 100 Englischen Meilen, ehe er zum sogenannten Lager der christlichen Brüder kommt. Gewöhnlich bleibt man dort acht Tage bey einander. Die Kirchen-Polizey hat weise den Verkauf der geistigen Getränke in diesen Kirchenlagern verbothen. Jetzt fangen die Pfarrherren, welche neuen wenig bevölkerten Niederlassungen nahe wohnen, sowohl in dem republikanischen, als Englischen Amerika an, die hirtenlosen Herden mit christlicher Erbauung zu erfreuen.

32.

Vortheile der Emigration nach Ober-Canada. — Geringer Beystand, welchen die Regierung den Einwanderern verleihet. — Nachtheilige Folgen der jetzigen Wohlfeilheit der Landes-Producte.

An sich kann kein Winkel der Erde fruchtbarer seyn, als Ober-Canada. Die gewöhnliche Ausfuhr beyder Canada's besteht besonders aus Bauholz, Pottasche, gesalzenem Rind- und Schweinefleische, Getreide und Pelzwerk. Dagegen betragen die Einfuhren, welche meistens aus Brittischen Manufactur-Waaren und Westindischen Rhum bestehen, jährlich ungefähr 1,200,000 Pf. St. an Werth. Die Staatseinkünfte Nieder-Canada's belaufen sich, da sie meistens aus Zöllen bestehen, auf mehr als 100,000 Pf. St. In Ober-Canada kennt der Pflanzer keine Zehenten und nur sehr geringe Abgaben, weiß auch nichts von den Erpressungen der Nieder-Canadischen Gutsherren. In Ober-Canada gehorchen wir bloß den Gesetzen, welche wir uns gegeben haben, und respectiren einen Monarchen, welchen sich das Volk selbst gab, unter dessen ruhmwürdiger Verwaltung wir zu leben stolz sind und sterben wollen. Land zum Anbaue kann man wohlfeil erhalten, und befindet sich folglich in dieser Rücksicht im Eden Amerika's ein mit Glücksgütern nicht gesegneter Sterblicher weit besser, als in Großbrittannien. Jedoch muß man nicht weniger erwägen, wie sehr jetzt die Regierung in Ober-Canada neue Ansiedelungen in der Wildniß erschwert, wie viel Geld und Arbeit das Urbarmachen einer Landstelle kostet, wie fern die Märkte liegen, wo man das Producirte verkaufen kann, wie hoch der Tagelohn ist, und wie theuer der Colonist Alles bezahlen muß, was er aus Europa bedarf. Will man Land von der Regierung in Ober-Canada erwerben, so muß man sich zur Ansiedelung in Wildnissen entschließen, wo nichts anlockend ist, als ein reicher Boden und eine gesunde Luft. Diese neuen Ansiedelungen liegen gewöhnlich nicht an schiffbaren Strömen, und sind zu weit von den Marktplätzen entfernt, um seine Producte leicht in Geld umsetzen zu können. Wer sich in alten Niederlassungen anbauen will, der muß jetzt schon von Privaten Ländereyen kaufen, und bezahlt weniger, als wenn er von der Regierung sich in der Wildniß Land anweisen läßt.

Seit kurzem hat der jetzige Statthalter folgenden Tariff von Einweisungsgebühren publicirt; wobey jedoch jeder Einwanderer das sogenannte kleinste Loos von 50 Ackern umsonst erhalten kann.

Acker	Pf. St.
100	12
200	30
300	60
400	75
500	125
600	150
700	175
800	200
900	225
1000	250
1100	275
1200	300

Seit dieser viel zu hohen Taxe sind manche fremde Einwanderer, welche gehofft hatten, in Ober-Canada Land umsonst angewiesen zu erhalten, in's Gebieth der Freystaaten ausgewandert. Immer ist zu bedauern, daß man in Europa die sehr erhöhte Taxe der Einweisungen nicht früher bekannt machte, als man sie in Amerika einführte. Außer dem angegebenen Tariff muß der neue Anbauer ferner entrichten: Für die Abnahme des Unterthanen-Eides 2 Sh. 6 D., und an unentbehrlichen Einrichtungskosten 250 Pf. St., wenn sich der Anbauer das sogenannte größte Loos von 1200 Ackern ausgewählt hat. Und vor wenig Wochen habe ich erlebt, daß ein Herr aus England von einem der Provincial-Landmesser 2000 Acker für 1000 Dollars kaufte. Viele arme Ankömmlinge haben in neuerer Zeit vorgezogen, urbare Landstellen zu pachten, statt sich ein kleines Landloos von 50 Ackern anweisen zu lassen; denn 50 Acker reichen nicht hin, eine mäßige Familie zu ernähren, weil man 20 Acker zum Feuerungsbedürfniß der nächsten 20 Jahre liegen läßt, und 30 Acker als Weide-, Wiese- und Pflugland für eine Familie zu wenig sind; denn bey sauerer Arbeit kann er mit so wenigem Lande sich nur eben des Hungers erwehren, und auf keinen Fall etwas übrig haben. Man hält hier nähmlich allgemein dafür, daß der Landmann wegen der langen Winter für Pferde und Kühe viel Heu einernten muß. Auch ist die Saatzeit hier zu kurz, und der Tagelohn zu hoch, als daß man mit Englischem Fleiße den Boden bestellen könnte.

Das Meiste, was ein Anbauer verkaufen kann, ist Weitzen und Mais, und der Kaufmann, der hier das Meiste kaufen muß, bezahlt von dem bedungenen Kaufgelde Dreyviertel in Manufactur-Werth und ein Viertel bar. Jetzt ist aber der Weitzen so niedrig im Preise, daß man für den Bushel (60 Pf.) 20 Groschen zahlt.

Der Rocken hat seinen alten Preis (16 Groschen) behalten, da man kaum so viel, als das Haus bedarf, zu bauen gewohnt ist. Das Faß von 200 Pf. Schweinefleisch kostet gewöhnlich 12 Dollars, und das Pf. Rindfleisch 1 Groschen 4 Pfennige; jetzt gilt ein gutes Pferd kaum 15 Pf. St., und ein Paar Zugochsen kaum 12 Pf. 10 Sh. Mit Mühe erlangt man jetzt für eine Kuh den Preis von 3 Pf. St. 5 Sh.

33.

Notizen für einwandernde neue Ansiedler in Ober = Canada.

Gemeiniglich wenden sich die Fremden, welche in Ober=Canada einwandern wollen, ohne Nutzen an die Regierung in Nieder=Canada. Sie können sich aber geradezu an die Districts-Behörde wenden, wo sie Land zu ihrer Anbauung wünschen, wenn sie mit einem Loose von 100 Ackern sich begnügen wollen. Arme Einwanderer kommen gemeiniglich im August oder September in York an. In zwey Jahren muß ein Haus von 20 Fuß Länge und 16 Fuß Weite gebaut seyn; ferner der Weg vor der Landstelle von Bäumen gereiniget werden; auch muß der neue Anbauer das Holz von wenigstens 3½ Acker niedergeschlagen haben. Man berechnet die Mühwaltung der Straßenreinigung auf 5 Pf. St.; das Niederschlagen der Bäume auf dem angewiesenen Lande auf 3 Pf. St. 10 Sh. per Acker, und die Erbauungskosten des hölzernen Hauses auf 10 Pf. St. 10 Sh. Ein solches hölzernes Haus hat einen Schornstein, ein Schindeldach und einen getäfelten Fußboden. In zehn Tagen kann ein Anbauer mit vier Mann und der gewöhnlichen Hülfe der Nachbarn ein solches hölzernes Haus erbauen. Ein solches Haus muß man sobald als möglich errichten, aber sich in Acht nehmen, es nicht an einer unpassenden Stelle zu gründen.

Der gewöhnliche Taglohn ist in Ober=Canada 20 Groschen, ohne freye Kost und Wohnung. Der Zimmermann und Holzschläger erhalten aber das Doppelte und auch noch wohl mehr. Der Erbauer eines Hauses muß ein Paar Ochsen, zwey Arbeiter und einen Zimmermann mitnehmen, und auf zehn Tage für Proviant sorgen. Dieses besteht in Brot, Schweinefleisch, Erbsen und einem Faß Branntwein. Zu allererst bauet man sich ein Obdach, um darin mit seiner Gesellschaft zu schlafen. Es wird von Baumrinde verfertiget, und indem man gegen den Eingang über Feuer anlegt, befindet man sich dort für die wenigen Tage des Aufenthaltes einiger Maßen bequem;

dann schlägt man das Holz auf dem Bauplatze sämmtlich nieder, und hernach so viele junge Bäume, als man zum Bau bedarf. Über einen Fuß Diameter dürfen die gefällten Bäume nicht halten, welche man nach dem Bauplatze schleppt; Balken und Thürschwellen werden daraus gehauen. Auch fället man weiße Äschen und Buchsbaumholz, theilt solche, wenn das Haus 20 Fuß lang werden soll, in Stücken von 10 Fuß, und sägt daraus Breter für den Fußboden. Wenn Alles fertig ist, so werden zehn bis 12 Personen aus der Nachbarschaft zum Richten gebethen. Wenn diese ankommen, legt man das Fundament durch vier der stärksten Bäume. Auf diesen Untergrund legt man nun eine zweyte Lage von Baumstämmen, und verbindet solche mir der ersten Lage. Eben so setzt man die ferneren Lagen und das Dach in die Höhe, und bedeckt es entweder mit Rindenstücken oder mit geschnittenen Schindeln; die Löcher für Thüren und Fenster werden sodann ausgeschnitten. Hinter dem Feuerplatze setzt man eine Wand von Steinen auf, und macht davon einen Schornstein, so einfach, als in den Irländischen Hütten; dann folgt die Zusammenfügung der Dielen des Fußbodens und das glatte Behauen der inneren Wände. Den leeren Raum zwischen den einzelnen Balken füllt man mit kleinen Holzstücken, und macht dann einen Lehmanwurf, damit die Wohnung luftdicht wird. Zuletzt werden Fenster und Thüren eingesetzt, und die Familie fängt sogleich an, ihr Haus zu bewohnen.

Gemeiniglich hauet man die Bäume in der Wildniß 20 Zoll über der Wurzel ab, und stapelt die Zweige, welche man abhauet, in großen Haufen auf einander, um sie allmählich zu verbrennen; auch werden die Baumstämme in Stücken von 12 Fuß Länge geschnitten, dann mit Ochsen weggeschleppt, und sofort verbraucht. Zur Zeit der Weitzensaat säet man den Weitzen breitwürfig, und harket ihn mit einer dreyeckigen Egge ein. Ohne weitere Vorbereitung legt man sofort Indianisches Korn und Kartoffeln, und gewinnt oft bey aller schlechten Bestellung vom Acker 40 Bushel Weitzen und 50 Bushel Mais. Im zweyten Jahre ist die Ernte schon etwas schlechter, und wird immer schlechter bey folgenden Ernten, wenn man nicht den Pflug zu Hülfe nimmt. Da aber schon im dritten Jahre das ungepflügte Land mit Unkraut überwachsen ist, so dürfen die Anbauer nicht aufhören, neues Holz zu fällen, um neue Saatfelder zu haben, und die Pflugungen immer tiefer vorzunehmen.

34.

Plane zur schnellen Bevölkerung Ober = Canada's.

Es wäre zur Erleichterung der Emigranten aus Großbrittannien zu wünschen, daß die Regierung mehrere ihrer allmählich verfaulenden Kriegsschiffe zum Transporte der Auswanderer hergeben möchte; dann könnte man eine Familie von fünf Personen mit Einschluß des Proviantes für weniger als 20 Pf. St. nach York in Ober=Canada transportiren. Es ist ferner richtig, daß man von York die Familie 100 Meilen landeinwärts transportiren könnte mit den dort gekauften Ochsen, Schlitten und einer Kette, wenn Letztere in England gekauft worden wäre,

	Pf. St.		Sh.
für	14		
Zwey Kühe	6	„	„
Zwey Äxte, zwey Hacken, Pflugeisen und neun Eggenspitzen	2	„	„
Unentbehrliches Küchengeräthe an Töpfen, Kesseln u. s. w.	2	„	„
Die Erbauung eines kleinen hölzernen Hauses, wie es die Anbauer dieser Classe bedürfen	7	„ „	10 „
Provision auf zwölf Monathe, als zwölf Faß Mehl, jedes Faß à $2\frac{1}{2}$ Dollar und ein Faß Schweinefleisch zu 8 Dollars rc. .	8	„ „	11 „
Summa	40 Pf. St.		1 Sh.

Von diesen Lebensmitteln und der Milch ihrer beyden Kühe werden sich die Anbauer besser ernähren, als vormahls in ihrem Vaterlande der Fall war. Man kann folglich mit dem Aufwande von 60 Pf. St. für jede Familie eine große Anzahl verarmter Familien aus unserer Hemisphäre in die jenseitige versetzen. Gewiß wäre dieses Geld weiser angelegt, als für Erbauung bischöflicher Kirchen, oder für eine unmäßig große Flotte und eine viel zu große Zahl hoher Officiere der Flotte in Friedenszeit. Würde aber die Regierung durch ansehnliche Ermunterungen die Canadier zum Hanf= und Tabaksbau in Stand setzen, so könnte jeder Ankömmling aus Europa auf der Stelle Arbeit finden, und genug verdienen, um sich mir seinem ersparten Gelde nach Ablauf eines Jahres als Anbauer setzen zu können. Es brauchte das Parlament dazu nur das Geld auszusetzen, was es für den äußern Schmuck oft unnöthiger Prachtgebäude verschwenderisch bewilligt, und es müßte dann möglich werden, Millionen verarmter arbeitsloser Europäer nach Canada zu versetzen, wo=

durch natürlich die Ausfuhr Englischer Fabrikate dahin ungemein wachsen würde.

Jetzt sind schon 232 organisirte Gemeinden (townships) in Ober-Canada, die ungefähr 18 Millionen Acker Landes enthalten, wovon ein Siebentel zur Dotation der protestantischen Geistlichkeit und Schulen, und das zweyte Siebentel unter dem Nahmen: Vorbehalt der Krone, liegen geblieben sind. Dieses letzte Siebentel liegt noch wüste da, und nutzt weder der Regierung, noch dem Lande, liegt zum Theil in den fruchtbarsten Gegenden Ober-Canada's, und würde daher leicht Käufer finden.

Es beträgt dieses Siebentel ungefähr $2\frac{1}{2}$ Million Acker. Wenn nun die Regierung solche in Loose von 200 Acker vertheilte, und auch den bisherigen Einwohnern der vereinigten Staaten erlaubte, nach geleistetem Unterthanen-Eide sich hier anzubauen, so würden in drey Jahren sich 12,500 Familien hier mehr ansässig machen, und ein Fonds gebildet werden, um gute Wege, Canäle und andere nothwendige Einrichtungen anlegen zu können. Sicher würde man auf diesem Wege zu einem Capital von $2\frac{1}{2}$ Million Pf. St. gelangen können, und mancher geborne Großbrittannische Unterthan in den vereinigten Staaten würde eilen, unter den Scepter des Königs zurückzukehren.

Daß man sich entschließt, eine große Anzahl verarmter Irländischer Familien nach Canada zu versetzen, ist ein Bedürfniß für die Ruhe in Irland, und das einzige Mittel, um zu verhindern, daß nicht nach 25 Jahren die Verlegenheit eintritt, dort für 14 Millionen Menschen Nahrung und Erwerb auszumitteln *).

Jetzt kommen bisweilen im Spätherbste, wie im Winter von 1819 auf 1820, viele arme Tagelöhner aus Irland nach Quebeck

---

*) Da England wegen der großen Menge Waisenkinder, und besonders wegen der Mädchen bey seinem Systeme verlegen ist, die Cultur kleiner Landstellen und die Vertheilung der Erbschaften unter Mehrere nicht zu befördern, und dadurch theils die Menge gezwungen wird, sich in die Fabrikatur zu werfen, und die höchste Veredelung des Bodens in kleinen Landstellen durch verkehrte Regierungsansichten unterbleibt, so muß immer eine große Verarmung nachwachsen, und da besonders die Mädchen in Canada fehlen, so ist es zu verwundern, daß man nicht längst alle Waisen nach fünf- bis sechsjährigem Alter, um ihnen ein besseres Glück zubereiten, besonders aber den weiblichen Theil, nach Canada zur Vollendung der Erziehung sendet. Viel wohlfeiler, als im theuern England, ließe sich dort die Erziehung vollenden. Anm. des Übers.

und Montreal, so daß bloß in diesen Städten für 500 arme Einwanderer gesorgt werden mußte, ohne die größere Zahl derselben, welche auf dem Lande untergebracht wurde. Dieses könnte aber vermieden werden, wenn man diese in Ober-Canada so unentbehrlichen Menschen sofort nach York hätte abgehen lassen; dann handelten diese Menschen weise, sich ein Paar Jahre als Tagelöhner zu vermiethen, und mit dem verdienten Lohne sich hernach in den Wildnissen in zahlreicher Gesellschaft niederzulassen.

35.

Niedriger Preis der Landgüter in Ober-Canada. Wer dahin mit Nutzen wandert. Haß der Canadier wider die vereinigten Staaten.

Zwar wäre es zu wünschen, da hier der Geldmangel so groß ist, daß sich einige reiche Familien entschließen möchten, sich in Ober-Canada niederzulassen. Auch hatte man vor acht bis zehn Jahren den Glauben, daß angekaufte wüste Ländereyen in zehn Jahren den dreyfachen Werth erlangen würden *). Ich habe aber dagegen erlebt, daß wüste Ländereyen, welche man bey meiner Ankunft im Jahre 1818 3 Dollars per Acker schätzte, im Jahre 1823 der Acker für 4 Shillinge (Engl.) verkauft worden sind. Wenn also Amerika's Producte nicht im Werthe steigen sollten, so läßt sich annehmen, daß in zehn Jahren der Werth nicht höher als heute seyn wird; denn ich erinnere mich sehr wohl, daß nicht ganz schlecht gelegene Ländereyen in Gemeinden anfangender Bevölkerung sogar unter einen Shilling per Acker verkauft worden sind; daß man eine Landstelle von 200 Acker Landes, von denen die Hälfte vom Holz gereiniget und befriediget worden war, mit dem Wohnhause und der Scheune für weniger als 150 Pf. St. verkauft hat. Man kann nähmlich rechnen, daß ein gewöhnliches hölzernes Wohnhaus ungefähr 12 Pf. St., eine gute Scheune 50 Pf. St., und das Reinigen und Einfriedigen von 100 Acker Landes wenigstens 300 Pf. St. kostet, woraus sich ergibt, daß nicht einmahl die Arbeit dem Anbauer bezahlt worden war.

---

*) Daß dieses nicht erfolgte, war Schuld der Regierung, welche nicht beschloß, nationenweise mäßige Districte auf ein Mahl ziemlich dick zu bevölkern. Dann hätte sich schnell Ackerbau und Fabrikatur von einander genährt, und es unterblieb die jetzige erste Verwilderung der Colonisten, deren Nachkommen sich erst civilisiren lassen werden. Anm. des Übers.

Im Winter 1820 kaufte ein Freund von mir eine Landstelle von 400 Acker Landes, außerordentlich guter Qualität für 300 Pf. St. Er fand auf derselben ein hübsches wohlgebautes Wohnhau's von 32 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, welches 150 Pf. St. kostet, und eine hölzerne Scheune von 36 Fuß Länge und 20 Fuß Breite, welche ungefahr 20 Pf. St. kostet. Hundert Acker Landes waren bereits vom Holze befreyet, und 50 derselben gut befriediget, auch zum größten Theil bereits in Cultur, und die Nachbarschaft nahm an, daß der Verkäufer die Landstelle gut verkauft habe. Sicher würde aber ein größerer Zufluß der Einwanderer von einigem Vermögen den Werth der Landstellen sehr vermehren *), und diese neuen Reichen würden eilen, sich Landstellen mit einer vorgerückten Cultur zu kaufen; aber bisher hat es fast alle reichen Personen gereuet, sich aus Europa nach Ober-Canada versetzt zu haben; zumahl der gar zu hohe Tagelohn den Gedanken an Anlegung von Fabriken entfernen muß.

Es ist ein großes Glück, daß jetzt die Eifersucht wider die Anbauer in den vereinigten Staaten, deren blühenden Wohlstand man beneidet, die Canadier zu reitzen scheint, darauf zu denken, sich bald möglichst Canäle zu verschaffen **). Schon denkt man an einen Canal zwischen den Seen Erie und Ontario, damit Boote von 20 bis 40 Tonnen eine bequeme Wasserstraße aus Ober-Canada nach Nieder-Canada erlangen, wodurch allerdings die westlichen Districte sehr gewinnen würden; doch ist solchen ein leichter Zugang zur Mündung des großen Flusses (Grand-River) noch wichtiger, und besonders ein Wasserweg nach dem See Erie, zur Transportirung des in Ober-Canada so überflüssigen Stabholzes nach Quebeck und von dort nach Westindien.

Auch der Canadische Landkaufmann leidet jetzt sehr bey der Wohlfeilheit der Landes-Producte, und büßt am geborgten Capital genug

---

*) Ebenfalls würde die dichtere Ansiedelung der Anbauer hierzu beygetragen haben. Anm. des Übers.

**) Der Hauptgrund, warum in Nord-Amerika's Freystaaten die Ansiedelungen schnell gedeihen, ist Folge des Verkaufes der Ländereyen. Die bestgelegensten zu Mühlen und Stadtanlagen kaufen dann die reichsten und unternehmendsten neuen Einwohner, darauf folgen Handwerker, und um diese herum häufen sich die mäßigen Amerikanischen Ansiedelungen, wo sogleich der Boden trefflich cultivirt wird. Man baut auf diesem wenig Getreide, weil dieses keinen weiten Transport leiden kann, um desto mehr erzieht man Vieh und Milch-Producte, welche eher einen weiten Transport ertragen können.
Anm. des Übers.

ein. Wenn aber erst Canäle und einige Fabriken in Canada existiren werden, so wird gewiß bald ein allgemeiner kaufmännischer Geist dort erwachen. Wenn jetzt ein Canadischer Pflanzer eine Landstelle von 500 bis 2000 Pf. St. besitzt, so kann er zwar als Bauer sehr wohl davon leben; wollte er aber diese Summe im Handel anlegen, so möchte er sehr bald sein Geld los werden.

Wer jetzt als Landbesitzer in Canada nicht selbst die Hand an den Pflug legt, und mit Tagelöhnern und Gesinde seine Landstelle bewirthschaften will, wird schwerlich subsistiren können *).

Aus dem gelehrten Stande fehlen hier besonders Geistliche; dagegen hat man der Advokaten und der Ärzte schon so viele, so daß diesen keineswegs zu rathen ist, hierher auszuwandern. Weil es hier so wenige Apotheken gibt, so sind alle Landärzte gezwungen, hier selbst die Medicin zu bereiten, und wenn sie zu Kranken gerufen werden, jedes Mahl einen Medicin-Kasten mit sich zu schleppen. Desto besser befindet sich eine Familie eines auf halben Sold gesetzten Officiers. Da sie ein bares Einkommen besitzen, so haben sie nicht nöthig, selbst zu arbeiten, und können Tagelöhner miethen. Freylich werden sie aber desto weniger sich behaglich finden, im Umgange mit manchen rohen Nachbarn leben zu müssen **).

Am nützlichsten sind hier Zimmerleute, Tischler, Schneider und Schuster, welche gewöhnlich ihre 30 Sh. Wochengeld verdienen; alle übrigen mechanischen Handwerker sind nicht so sicher, einen stäten festen Erwerb zu finden. Mahler und Mauerleute, so wie Ziegelbrenner, werden nicht gesucht; denn der hiesige Zimmermann haut nicht bloß Holz, sondern mahlt es auch an; übrigens sind fast hier alle Häuser von Holz gebaut, und die Errichtung von Schornsteinen versteht hier Jeder, so wie das Tünchen der Wände; dagegen ist das Tünchen und

*) In England herrscht eine National-Wuth, jedes nützliche Geschäft in's Große zu treiben; deßwegen meynt auch der Verfasser, daß 50 Acker für einen kleinen Colonisten zu wenig Land sind, und hat Unrecht; da lernt der Colonist mit Kühen pflügen, baut wenig Korn, und hat desto mehr Viehzucht. Dieses verbessert den Boden auf einige Zeit, und setzt ihn in Stand, für Geld dem großen Landherrn in der Ernte, Saat u. s. w. als Taglöhner und überhaupt als Handwerker zu Hülfe zu kommen; aber bey den Unternehmungen der Britten ist Alles riesenmäßig, und durch dieses Ultraübertreiben an sich vernünftiger Plane schadet sich sowohl das Mutterland, als der dasselbe nachahmende Colonist in seinen Speculationen. Anm. des Übers.

**) Diese Beschwerde verschwindet, wenn eine Zahl von Bekannten sich in der Nähe bey einander ansiedelt. Anm. des Übers.

das Gipsen der Zimmerdecken sehr ungewöhnlich. Es thut jeder solche Handwerker wohl, sich ein Landloos einweisen zu lassen, und mit dem Handwerke die Landwirthschaft zu verbinden.

Alle andern Gewerbe, als die vorgedachten, müssen nach Canada gar nicht einwandern, oder ihr Geschäft auf die Städte Quebeck und Montreal einschränken; sonst werden sie gezwungen seyn, um Subsistenz zu finden, Landbauern zu werden.

Es ist eine Thatsache, daß Ober-Canada bisher sich noch in der Kindheit des Social-Zustandes befindet. Zwar gibt es keinen reichern Boden, welcher bey der geringsten Industrie die Herren der Schöpfung, und uns nützliche Thiere aller Art ernährt. Die Pflege der Landwirthschaft, zu der hier Alles ermuntert, führt am Ende die Menschheit zur Civilisation, und zu seiner Zeit werden Fabriken und Manufacturen genug entstehen. Für jetzt ist aber die dießfalsige Aussicht der meisten Professionisten schlecht. Es wird aber eine Zeit kommen, wo das von der Natur reicher begabte Brittische Amerika der Sitz Brittischer Industrie, des Reichthumes und der Gelehrsamkeit werden wird, und der Himmel gebe, daß die Erfüllung dieser Hoffnung nicht ferne sey.

Es gibt manche Personen in England, welche den Wahn hägen, daß Canada einst mit den vereinigten Freystaaten verbunden werden wird. Dieses wird aber nur dann Statt finden, wenn Großbrittannien von seiner jetzigen Macht herab sinken würde, und wenn es aufhören wird, seine wichtige Colonie in beyden Canada's liberal zu behandeln.

Vor Allem sind die Abkömmlinge der in Nieder-Canada eingewanderten Franzosen der Englischen Regierung sehr zugethan, welche den dortigen Gutsherren und deren Untergehörigen ihre bürgerlichen, religiösen und politischen Rechte nicht bloß ließ, sondern solche sogar, wo es mit dem Gemeinwohl verträglich war, vermehrt hat. Was die katholische Geistlichkeit anbelangt, so könnte sie sich im Voraus sagen, daß ihr Zehentrecht und ihre in Canada so glanzende Kirche unstreitig manche Opfer dem republikanischen Conformitäts-Systeme bringen müßte. Es betrachten daher besonders die Gutsherren und die Geistlichkeit die ungebundenere Freyheit und die Verachtung angeborner Rechte gewisser Stände unter den Amerikanern mit einem wahren Abscheu. Daher hat man auch beständig gefunden, daß die Landherren und die Priesterschaft sich auf's treueste mit der Krone verbanden, um Canada vor dem Unglücke der Eroberung der Republikaner zu bewahren, und die andern Classen in Nieder-Canada sind gewohnt, Alles zu glauben, was die Gutsherren und die Priester ihnen als gemeinschaftliches Interesse der vornehmen und der dienenden Hand

darstellen. Freylich hat sich Ober-Canada zum nicht geringen Theile aus gebornen Nord-Amerikanern der jetzigen Freystaaten und deren Nachkommen gebildet; aber die meisten Eingewanderten sind wegen der Anhänglichkeit an die königliche Regierung mit Confiscation ihrer Güter in den Freystaaten bestraft, und gezwungen worden, in den Wildnissen Ober-Canada's sich von neuem anzusiedeln. Als im letzten Kriege die Miliz-Horden der Freystaaten ein paar Mahl mit einigem Erfolge in Ober-Canada vordrangen, haben sie durch Raub und Plünderung der Landleute, welchen sie besonders alle Gewehre nahmen, sich so verhaßt gemacht, daß man behaupten darf, daß auf der ganzen Erde sich keine zwey Nachbarstaaten so wüthend hassen, als die eine monarchische Regierung liebenden Canadier mit einer eigenthümlichen Gesetzgebung seit Jahren ihre republikanischen Nachbarn zu hassen gewohnt sind.

Der zahlreiche Theil Ober-Canada's von Brittischer Abkunft theilt diesen Haß der vormahligen Loyalisten mit ihnen; sie schätzen die Vorrechte, welche sie unter Brittischer Hoheit besitzen, und den Glanz der auch in Ober-Canada sich allmählich bildenden Aristokratie so sehr, daß, wenn die Freystaaten mit ihren zahlreichen Milizen bey einem etwanigen Kriege in Ober-Canada einfallen sollten, sie mit solchem Eifer sich zum Widerstande waffnen würden, daß ein solcher Einfall den Amerikanern sehr gefährlich werden könnte.

Es hat also weder Canada noch England von der Zahl der Amerikanischen Milizen bey einem etwanigen Kriege das Mindeste zu fürchten, so lange die Krone den Stolz behauptet, ein unabhängiges, aber sich nur unter Gesetzen regelndes Volk im nördlichen Amerika zu regieren; aber sie muß in der Verwaltung dieses Schutzstaates manche andere Grundsätze annehmen, als bisher ihre in Canada residirenden Beamten in diesen Provinzen geübt haben *).

36.

Fußreise aus der Talbot-Niederlassung nach Nieder-Canada.

Folgende Reisebegebenheiten, welche den Lesern nicht uninteressant seyn dürften, sammelte ich auf einer Fußreise, und erinnere,

---

*) Doch muß man nicht vergessen, daß die Krone England's in Canada stets eine kleine Flotte und 10,000 Mann Linientruppen unterhält, mit einem Aufwande von 750,000 L. St. für das Civile und starke Militär; dagegen ist das Kroneinkommen nur sehr geringe. Anm. des Übers.

daß der gelehrte Doctor Goldsmith etwas ganz Vernünftiges behauptete, als er drucken ließ, daß ein Fußreisender die Gegenstände um ihn herum viel schärfer und richtiger in's Auge fasse, als ein vornehmer Reisender aufzunehmen im Stande ist, wenn sein Wagen durch fremde Gegenden rollt.

Es war im Frühjahre 1820, daß ich, wie der weiland Erzvater Jakob, meines Vaters Haus in der Niederlassung Talbot verließ, und mich allein in die Urwälder wagte. Nach zurück gelegten ersten 20 Meilen klopfte ich in einem Wirthshause an, mußte aber erfahren, daß die Vögel ausgeflogen waren, weil irgend ein speculirender Amerikaner eingesehen haben mochte, daß er hier sein Brot nicht finden könne; ich setzte mich daher auf ein leeres Faß vor dem Hause, und fing an, in Young's Nachtgedanken zu lesen, um meiner Seele die Nahrung zu geben, welche ich dem Körper versagen mußte; leider waren aber die Mosquitos eben so hungrig als ich, und zwangen mich, das Buch zuzuschlagen, und meine Wanderung fortzusetzen. Bis Oxford wanderte ich noch 10 Meilen in der Wildniß, und traf keine menschliche Seele an; aber die Mosquitos waren auf mein Blut so begierig, daß sie mir auch nicht einen Augenblick Frist ließen, an irgend etwas Anderes zu denken, als mich gegen solche zu schützen.

In Oxford wollte ich in einem Wirthshause zu Mittag essen; aber auch hier hatte ich das Unglück, den Gastwirth nicht im Hause zu treffen; doch war meine Lage nicht völlig so hoffnungslos als beym ersten Wirthshause. Dieser Wirth hatte sich nähmlich, nicht wie der erste, in Nacht und Nebel davon geschlichen; denn ich traf ihn schwankend auf einem Steine, indem er sich in der Sonne bartete. Feurig strahlte sein Antlitz, und verrieth so sein Gewerbe und was er liebte. Ob er gleich in einem kattunenen Schlafrocke und dünnen Beinkleidern leicht gekleidet war, so zerschmolz er doch fast aus innerer und äußerer Hitze. Als ich mich der Thür näherte, nahm er seine Cigarre aus dem Munde, und fing mit mir das gewöhnliche Examen eines Amerikaners an. Ich eilte, ihn zu ersuchen, mir eine Schüssel zur Nahrung, die ich sehr bedurfte, vorsetzen zu lassen. Statt des verlangten Rindfleisches erhielt ich eine Schweins-Carbonade, welche ich mir gut schmecken ließ, aber mich wieder examiniren lassen mußte, bis ein anderer Gast hereintrat, und einen sogenannten Kehlspüler (so nennt der gemeine Mann in Amerika einen Schnapps) verlangte, welcher den Wirth beym Halse faßte, und ihn nach dem Schenktische führte. Ich bezahlte meine Rechnung, und kam um 8 Uhr Abends in Dogges Wirthshaus, um dort zu schlafen. Es pflegen die Landwirthshäuser in Ober-Canada gewöhnlich nur klein zu seyn, und aus drey Zimmern, der Küche, dem Schlafgemache und dem Gastzimmer

zu bestehen. In letzterem wird Kaffeh getrunken, Schnapps geschenkt, und gezahlt. In der Küche wird dagegen gewaschen, gespeiset, und es pflegt sich darin Jeder anzukleiden; im Schlafzimmer dagegen werden alle Vorräthe des Hauses aufbewahrt.

Das eigentliche Gastzimmer hat nichts als einen großen Tisch von Kirschbaumholz, zwey oder drey Bänke von Tannenholz und eine Feuerzange. Die Wände sind mit weißem Kalk überzogen, und der Fußboden ist reichlich mit Sand bestreuet.

Die Küche ist voll Töpfe, Kessel, eiserner Platten, Tische, Messer und Gabeln und einem halben Dutzend Tröge.

Die Schlafkammer enthält gemeiniglich vier bis fünf reinliche gute Betten mit Bettlacken von Baumwolle und Überzügen, welche aus Flachs und Wolle gewebt sind. Es haben aber die Bettstellen weder einen Himmel noch Umhänge. Überdieß stehen darin zwey bis drey Stühle, ein tragbares Fernglas kleinster Art, das aber häufig so schlecht ist, daß es gemeiniglich Alles falsch reflectirt. Übrigens fehlt darin ein Waschtisch, ein Tisch, um sich anzukleiden, ein Büreau, um Gepäcke hinein zu legen, und sogar der Nachttopf. Endlich schlafen in diesem Gemache Männer, Frauen und Kinder durch einander.

Verlangt man in einem solchen Wirthshause ein Bett für sich, so erhält man zur Antwort, daß das von der Zahl der Gäste abhänge, welche ein Schlaf-Quartier suchen möchten, und erhält vorläufig den Besitz eines Bettes unter der stillschweigenden Bedingung, wenn es die Umstände mit sich bringen, mit einem Menschen das Bette zu theilen, welchen man vorher niemahls sah. In der Sorge, einen unangenehmen Schlafgenossen zu empfangen, bringt man bisweilen eine Nacht unruhig und schlaflos zu.

Ich mußte einmahl, weil kein anderer Rath für mich war, unter diesem Vorbehalte des Wirthes mich Abends zur Ruhe niederlegen, und schlief in der Furcht, einen Schlafgesellen zu erhalten, ein. Um Mitternacht wachte ich auf, und hörte, daß fünf fröhliche Mädchen mit einander schnatterten, und sich entkleideten. Als ich sah, daß nur vier Betten im Zimmer standen, und jedes Bett bereits mit einer Person besetzt war, so konnte ich berechnen, daß ich wenigstens eine, wo nicht zwey Jungfern zu Bettgenossinnen erhalten würde. Ergriffen von dieser Furcht, erhob ich mein Haupt, und erkundigte mich bey den Schönen, welche von diesen mir die Ehre erweisen würde, bey mir zu schlafen.

Eines der schalkhaften Mädchen rief mir zu: „Wir werden uns gewiß weder zu Ihnen noch zu Ihrem Bette drängen; man verliert alle Neigung dazu, wenn man Sie nur sieht.“

Freylich mag ich nicht sehr freundlich ausgesehen haben; denn

ich hatte eine wahre Angst vor zwey Beyschläferinnen. Auch erlangte ich bald die Überzeugung, daß mein Bett von ihrem Besuche verschont bleiben würde; denn die fünf jungen Schönen legten sich neben einander auf Bettzeug, welches auf die Diele niedergelegt wurde. Da aber die Schönen nicht schläfrig seyn mochten, so erneuerten sie ihr Geschnatter im Bette, und aus den Kehltönen schloß ich, daß es Deutsche Mädchen waren. Die Unterhaltung derselben brachte mir eine schlaflose Nacht; als ich aber aufstand, war es Gewißheit, daß die Mädchen Deutsche waren; denn sie redeten im Schlafe Deutsche Worte. Ich stand endlich früh auf, und fand vor der Thür des Schlafzimmers eine Art Schweintrog, um mich darin zu waschen. Wenn man in einem Canadischen Wirthshause zu Pferde einkehrt, so ist es herkömmlich, daß der Reisende sein Pferd selbst füttert und reiniget; denn nach Landesgebrauch läßt der Wirth solches hungrig und durstig stehen; und diese Pflichten, sich selbst zu bedienen, muß man mit guter Laune, so müde man seyn mag, verrichten, oder der Hausherr flucht dem Fremden nach, oder seine ehrbare Hausfrau macht ihm mit gellender Stimme Vorwürfe.

Es erwarte kein Fremder irgend eine zuvorkommende Aufmerksamkeit von dem Gastwirthe, bey dem er in Amerika einkehrt. Mag der Fremde noch so höflich um irgend eine Hülfsleistung bitten, so ist immer die Antwort: daß man Geduld haben müsse, bis der Herr oder die Bedienung mehr Zeit hätten. Wendet man sich etwa an die Wirthstöchter, so darf man darauf rechnen, daß sie noch mürrischer sind als die Ältern. Bittet man solche um irgend eine Erfrischung, so erschallt darauf etwa folgende Aufforderung: „Mutter, der Mann will zu essen haben."

Ich kehre nun zu meiner Reisebeschreibung zurück. Am folgenden Tage wanderte ich durch eine Gegend, worin hauptsächlich pensionirte Civil- oder Militär-Personen sich ansässig gemacht hatten, ohne daß sie ihr Einweisungsbrief verpflichtete, in gegebener Frist ihr Land urbar zu machen. Sie hatten aber ihre Loose so sehr vernachlässiget, daß fast alles Land sich in einer ununterbrochenen Wildniß befand, und in einer Länge von 19 Meilen traf ich nur drey Häuser an. Diese Öde ist eine natürliche Folge der zu großen Landstrecken, welche diesen Herren angewiesen worden waren. Sie haben solche vor etwa 30 Jahren in Besitz genommen, um ruhig zu erwarten, daß eine dichtere Bevölkerung um ihre Landgüter herum ihnen Käufer zu diesen Wildnissen zuführen werde. Eben daher waren aber auch die Wege durch diesen District kaum zu passieren.

Der dritte Tag meiner Wanderung botb mir keine Reise-Abenteuer an, aber ein schlimmer Umstand begegnete mir am vierten Tage.

Ich kam ungefähr um 6 Uhr Abends zu Ankaster, 80 Meilen vom Hause meines Vaters, an, und wollte mein Nacht-Quartier zu Flambro, einem Landgute des Oberst Simons, nehmen. Der Oberst Simons ist ein geborner Canadier und Sohn eines Amerikaners, welcher in königlichen Diensten vor der Revolution stand, unter den Brittischen Fahnen wider George Washington stritt, und als der Revolutions-Krieg ein Ende hatte, sich in Canada ansässig machte. Simons hat unserer Familie als Freund und Rathgeber uneigennützig stets gedient, und eben so viele Verpflichtung haben wir seinem Bruder Capitän Simons. Das Nachtheilige, was ich von seinen Landsleuten hier und da habe erzählen müssen, findet auf diese brave Familie gewiß keine Anwendung. Ich beging in Ankaster die Unvorsichtigkeit, statt die Landstraße von sechs Meilen nach Flambro zu verfolgen, einen sogenannten geraderen Pfad von 2½ Meile zu wählen, weil die Sonne unterzugehen anfing. Nach einem Marsche von 1½ Stunde glaubte ich, dem Ziele nahe zu seyn, und erfuhr, daß ich den verkehrten Weg genommen hatte, und von hier noch sieben Meilen machen müßte. Schon war die Sonne untergegangen, und ich warf die Bemerkung hin, daß ich wohl nicht fähig seyn würde, heute Abend nach Flambro zu gelangen; aber man wollte mich nicht verstehen, und gab mir die Versicherung, daß ich den Weg keineswegs verfehlen könne. Da mir nun keine andere Wahl blieb, so wanderte ich weiter. Als ich aber eine Meile zurückgelegt hatte, verlor ich um 9 Uhr Abends in der Dunkelheit den Pfad gänzlich, erzählte mein Abenteuer im nächsten Hause, wurde aber dafür brav ausgelacht. Ärgerlich hierüber, nahm ich meinen Wanderstab wieder zur Hand, und mußte froh seyn, daß der betrunkene Einwohner und seine theure Betsy mich versicherten, daß nicht weit von ihnen sich ein anderes bewohntes Haus fände; aber der Pfad war so eng und so wenig kennbar, daß ich im dunkelsten Walde mich gänzlich verirrte. Am Ende kam ich auf einen bessern Weg, ohne zu wissen, ob er mich nach Ankaster oder nach Flambro brächte. Wegen des vielen Unterbusches und anderer Hindernisse schleppte ich mich drey Stunden lang weiter, nur zu sehr überzeugt, daß ich in dieser Nacht kein Obdach finden würde. Als ich das Ufer eines Flusses erreichte, und längs dem Ufer fortgehend vor einem beträchtlichen Wasserfalle stand, fühlte ich mich nun in der Mitternachtsstunde eben so angstvoll, als einst Doctor Johnson auf einer Reise durch die Hebridischen Inseln.

So müde ich auch war, so hatte ich doch nicht den Muth, mich niederzusetzen, aus Furcht vor den in dieser Gegend so häufigen Schlangen. Ich lehnte daher meinen Rücken an einen Baum, und ließ meinen Gedanken in der Einsamkeit freyen Lauf. Die Finsterniß

und die Einsamkeit unterbrach nichts als das Krächzen einer Nachteule. Endlich fand ich, wenn ich nicht einschlafen wollte, was ich für bedenklich hielt, daß ich wieder vorwärts gehen müsse, und beschloß, in dieser Lage einen Berg vor mir zu ersteigen. Es war aber dieser Berg sehr steil und mit Schluchten durchschnitten, welches das Erklimmen schwierig machte. Endlich stolperte ich über einen grauen Granitblock, umfaßte dann eine vom Winde niedergestürzte Eiche, und fiel nachher in einen Graben.

Mit vieler Mühe erstieg ich am Ende die Spitze des Berges, und kletterte auf einen kleinen Baum, in der Absicht, mich auf einer Gabel seiner Zweige niederzusetzen. Kaum hatte ich aber diesen Sitz eingenommen, als ich durch die Bäume Licht in der Entfernung von zwey Meilen schimmern sah. Sofort verließ ich den Baum, und beschloß, den geradesten Weg nach dem Lichte zu nehmen; als ich aber in's Thal hinabgekommen war, verlor ich das Licht aus dem Auge, und ging auf's Gerathewohl vorwärts; indessen war ich damit zufrieden, daß ich den Berg in der halben Zeit hinabstieg, welche ich bedurft hatte, um ihn zu erklimmen. Auf der Spitze eines zweyten Hügels wurde ich das Licht wieder gewahr, und richtete mein Auge genau auf dasselbe, bis ich so schnell als möglich vor dem Hause ankam, aus dessen Fenster mir das Licht geleuchtet hatte.

Niemahls stand ich froher vor einer Hausthür als in dieser Nacht, nachdem ich in 21 Stunden 45 Meilen zurückgelegt hatte, ohne die mindeste Nahrung zu mir genommen zu haben, weßhalb ich eben so hungerig als müde war; aber in dieser Hütte wohnte ein ungastfreundlicher Mann. Ich klopfte an die Thür, und erwiederte auf das „Wer da!" Ein Freund käme. „Welcher Freund?" war die Antwort, und die meinige: Ein Fremder, der sich im Walde verirrt hat, hofft von Ihnen gute Aufnahme und Schutz!

Mit eiskaltem Blute versetzte man mir: Wir nehmen keine Fremden auf. Ich bath um Aufnahme als ein Irländer, da ich dachte, daß die bekannte Gastfreundschaft der Irländer mir einen Paß selbst zu einem Indianischen Wigwam gegeben haben würde. Lieber hätte ich sagen sollen zur Wohnung eines Türken; denn ein Indianer versagt niemahls andern Menschen das Obdach, und ging weiter, als mein Bitten und Flehen keine Erhörung fand.

Wenige Ellen von dem Hause stand ein Stall oder eine Scheune, und da die Thür offen stand, so ging ich ohne Bedenken hinein, kletterte auf das Heu hinauf, und dankte dem Himmel für das weiche Bett. So bewegt nun auch meine Seele in diesem Augenblicke war, so war doch die Erschöpfung meiner Natur stärker; ich

schlief ein, und wachte erst wieder auf, als die Sonne hoch am Horizonte stand.

Ohne vorher dem Eigenthümer zu danken, daß er die Scheunenthür für mich offen gelassen hatte, oder mich über seine Unmenschlichkeit zu beklagen, ging ich weiter, und kam vor der Frühstückzeit beym Oberst Simons an, wo mir natürlich seine gute Mahlzeit wohlschmeckte, und die viele Mühe, welche er und seine Familie sich gaben, den Menschen ausfindig zu machen, der mir das Obdach so grausam versagt hatte, überzeugte mich, daß doch die Zahl der Canadier so gar groß nicht gewesen seyn mag, welche mir in ähnlicher Lage das Obdach versagt haben würden.

Ich verweilte hier einige Tage zum Vergnügen, zur Belehrung und zur Erhohlung, erreichte York, und setzte über Kingston den Weg nach Montreal fort. Den Weg vom Ontario-See bis York habe ich schon beschrieben, und derjenige von York nach Kingston läuft stets durch bevölkerte Niederlassungen längs dem See Erie.

Die hiesigen Landleute scheinen nicht so wohlhabend zu seyn, als in den Districten Gore, Niagara und London; doch fand ich viel Vieh und gut bestellte Felder zu Sidney, Thurlow und Richmond.

Ich blieb nicht lange in Kingston, und eilte weiter nach Montreal auf der Straße längs dem Lorenz-Flusse.

Am folgenden Tage kam ich in der Herrschaft Longueille an, der ersten in Nieder-Canada, hart an der Gränze beyder Provinzen. Im Wirthshause, wo ich Halt machte, traf ich eine höchst runzliche Wirthinn, welche, obgleich sie ihr Lebenlang Wirthinn gewesen war, dennoch kein Englisch verstand; es waren aber wenigstens ein halb Dutzend Jungfrauen im Hause, welche ziemlich gut Englisch sprachen. Die alte lange Dame war fast ganz Knochen, hatte wenig Fleisch und dunkelgrüne Augen mit einem dunkelrothen Hof, so daß ein Rubin den Smaragd zu umgeben schien. Ihre Stimme war höchst heiser, und während ich meine Mahlzeit verzehrte, verwies sie die Mädchen wenigstens dreyßig Mahl an ihren Spinnrocken; wenn aber ihre Stimme ruhte, so beschäftigte sie sich mit einer ungeheuren Katze, die ihr sehr ähnlich war, welche sie beym Schwanze faßte und in der Luft hielt, damit mir die Ähnlichkeit der Stimme und des Auges der Katze mit derjenigen ihrer Gebietherinn nicht entgehen solle. Ungeachtet dieser weiblichen Albernheit, muß ich aber doch, der Wahrheit gemäß, versichern, daß ich in dieser Wirthshütte mehr Höflichkeit, Menschlichkeit und gute Bewirthung als in den Gasthäusern Ober-Canada's antraf.

37.

Sitten und Lebensart in Nieder-Canada.

Früher habe ich schon die Stadt Montreal beschrieben, und werde jetzt über ihre Bewohner Nachrichten ertheilen.

Die dortige Kaufmannschaft besteht besonders aus Engländern und Amerikanern, da es scheint, daß die von Franzosen abstammenden Canadier den sicheren Gewinn auf ihren Landgütern den Gefahren des Handels vorziehen. Viele Engländer oder Schotten haben im Handel ein ansehnliches Vermögen erworben, von denen die meisten in ihrer Jugend Handwerker waren, die Kühnheit und Glück weiter hob. Man darf also nicht gerade sehr feine Sitten unter ihnen suchen.

Das gesellige Lebensverhältniß der Einwohner theilt solche in folgende vier Classen: In der ersten leben die Civil- und Militär-Beamten, die Rechtsgelehrten, Ärzte und Prediger mit dem höheren Personale der nordwestlichen Handelsgesellschaft; — in der zweyten Classe die reiche Kaufmannschaft; — in der dritten die Ladenhalter und die reichsten Handwerker und Künstler, und in der vierten die große Menge, die nicht zu den drey ersten Classen gehört.

Da in den letzten zwanzig Jahren glückliche Handels-Conjuncturen manchen früher unbedeutenden Einwohner zum vermögenden Manne machten, so trifft man in der Classe der Glückspilze eben so viel Stolz und Streben nach aristokratischen Auszeichnungen als in Europa's Handelsstädten. Haben die vormahligen Böttcher und Zimmerleute ihre Krummaxt und ihren Schraubhobel niedergelegt, so lernen sie sofort das Vornehmthun, und sehen auf ihre weniger glücklichen Kameraden mit Verachtung herab. In den öffentlichen Nachrichten schimmert ihr Nahme unter den Bank-Directoren und mit dem Schwanze eines Esquire. Ich traf in einer Zeitung, die gerade vor mir liegt, drey Bekanntmachungen an, in welcher sich fünf Personen Esquires tauften, von denen zwey noch jetzt ihr Zimmerhandwerk treiben, der dritte einst ein Tüncher war und jetzt ein Branntweinhändler ist. Der vierte, vormahls ein Böttcher, ist jetzt ein Detaillist, ein Mahler und Glaser zugleich.

Die Apologisten des Geldstolzes wollen zwar die Anmaßungen der neuen Reichen dadurch vertheidigen, daß ursprünglich jeder Rang aus einem erworbenen großen Reichthume stammte, und daß daher billiger Weise der reicher gewordene Mann in den Graden der Gesellschaft und der öffentlichen Achtung steigen müsse. Freylich muß man im jetzigen Gesellschaftszustande wünschen, daß reiche Privaten einen Einfluß auf die Staatsverwaltung erlangen; aber es sollte

dennoch der neue Reiche nicht aufhören, denen, die an Geburt und Bildung über ihm stehen, gleiche Achtung, als vorher, zu beweisen, und denen, welche das Glück unter ihn stellte, eine Neigung, sie zu verpflichten, und zu jeder Gefälligkeit gegen solche zeigen. Wenn ein durch sein Glück reich gewordener Mann diese Regeln befolgt, so kann ihm die Achtung Jedermanns nicht fehlen, welche man mit Vergnügen einem unabhängigen Manne von Ehre bezeigt. Will sich aber der neue Reiche nicht durch Verdienste und anständige Bescheidenheit, sondern durch kühnes Anschließen an andere reiche Personen, und durch Grobheit gegen die bescheidene Armuth auszeichnen, so wird der Letztere ungern die Eitelkeit und den Ehrgeitz des Emporkömmlings dulden, und der reiche oder edelgeborne Mann die Dummheit des Emporkömmlings bemitleiden und seinem Stolze Trotz biethen. Reichthum an sich gibt keinem Sterblichen eine Auszeichnung; aber er kann in vernünftiger Hand ein Mittel werden, solche zu erlangen. Am Ende gibt das edle Gemüth jedem Menschen seinen wahren Werth. Ist dieses Gemüth mit Reichthum verbunden, so strebt es natürlich dahin, sich den Mitbürgern nützlich zu machen, und ist dann im Besitze edler Gemüther allerdings kein geringer Glanz. — Jetzt sind die öffentlichen Vergnügungen zu Montreal auf Winterbälle und Mittagsmahlzeiten an Festtagen eingeschränkt. Seitdem im Jahre 1720 das dortige Theater abbrannte, findet man wenig Behagen am Besuche des Theaters; aber in den geschlossenen Gesellschaften scheiden sich die Stände sehr sorgfältig von einander, als wenn man nur unter ganz gleichen Standesgenossen das Vergnügen der Geselligkeit schöpfen könnte. Habe ich gleich länger als ein Jahr in Montreal gelebt, so habe ich doch nur mit der ersten Classe gelebt, und mich um die andern durchaus nicht bekümmert; glaube aber, daß ein aus den untersten Ständen zu einem wohlhabenden Kaufmanne mit mehr als 10,000 L. St. Vermögen gelangter Bürger ohne Schwierigkeit zu den Zirkeln des zweyten Ranges einen Zugang finden wird; denn ich habe wohl bemerkt, daß ein glücklicher Böttcher, der seine 20,000 L. St. besitzt, sich viel mehr dünkt, als ein ehrlicher Kamerad, der es nur bis auf 5000 L. St. brachte.

Die Herren, welche auf irgend einen Rang Anspruch machen, kleiden sich alle sehr gut und anständig; aber ich kenne kaum ein halbes Dutzend Damen in Montreal, welche sich als Damen vom Stande kleideten. An schönen Sommerabenden sieht man auf dem Marsfelde sehr viele Herren; aber das angesehene Frauenzimmer kommt nicht dahin; ich möchte indessen nicht behaupten, daß diese Häuslichkeit gerade ein Beweis von Sittlichkeit sey, und Herr Lambert versichert

in seinem Reisewerk: „daß zu seiner Zeit die Gesellschaft in Canada in Partheyen abgetheilt war, daß man in ihren Zusammenkünften scandalöse Tagesgeschichten erzählte, und Verleumdungen, Mißverständnisse und Neid die Qual der Bewohner machten. Die Wochenblätter wären ein Instrument gemeiner Späße und boshafter Mittheilungen. Von Glück und Fröhlichkeit in den Familien, sagt er, traf ich keine Spur, als in den seltensten Fällen, an. Man nahm viel Theil am Privat-Leben und an der Kenntniß des Ursprunges der Mitbürger. Der alte Französische Adel hatte nur Achtung für diejenigen, welche, wie seine Familie, schon vor der Einwanderung adelig gewesen waren. Die blühende Landwirthschaft und der Handel bildeten indessen manche neue reiche Personen, welche vom alten Adel beneidet werden. Die Zahl der ungetreuen Weiber, der unterhaltenen Beyfrauen und der Mädchen leichter Tugenden finden sich in Canada häufiger als in Frankreich, und man nimmt an, daß in den dortigen Städten mehr uneheliche als eheliche Kinder geboren werden. Wegen der häufigen ehelichen Untreue beyder Geschlechter vornehmen Standes herrscht in deren Gesellschaften viel Widerwillen und Uneinigkeit wider einander, und die Damen suchen außerhalb des Hauses die laufenden nachtheiligen Gerüchte über ihre Eheherren zu erkundigen. Dieses gibt dann zu häuslichen Vorwürfen Gelegenheit, welche bisweilen zu Schlägen übergehen. Doch veranlassen solche Liederlichkeiten weder Schadensklagen noch Ehescheidungen. Die Ehemänner haben mit den Schwächen ihrer Weiber viele Geduld, oder suchen sich in den Armen der Kammerjungfern zu entschädigen."

So viel ich habe bemerken können, ist das Sittengemählde des Herrn Lambert falsch. Ich habe z. B. selten in Nieder-Canada Spott über Unsittlichkeit der unverheiratheten Damen gehört, habe mich aber um die Zahl der unehelichen Kinder in den Städten Montreal's freylich nicht bekümmert. Da aber Herr Lambert ein junger Mann, und ohne Zweifel ein Mädchenjäger war, und ich nicht weiß, ob ihn die Damen selbst in ihre Geheimnisse einweihten, wenn er gleich dieses nicht in seinem Vorwort versichert, so lasse ich seine Darstellungen ungeprüft.

Immer ist noch der größte Theil der Bewohner von Montreal Französisch-katholischen Ursprunges, und 30 Privat-Erziehungs-Anstalten, welche verständige Irländer zu Instructoren haben, beweisen, daß es daselbst nicht an Gelegenheit fehlt, sich Unterricht zu verschaffen.

In freundlicher Geselligkeit leben hier Katholiken und Protestanten mit einander. Die katholische Geistlichkeit unterhält sich mit

zum Theil vom Zehenten, welcher jedoch nur $\frac{1}{28}$ der Producte beträgt; die Diener der Englischen Kirche bezahlt die Regierung; alle übrigen Geistlichen werden von ihren Gemeinden besoldet. Die Römisch-katholische Geistlichkeit verdient die höchste Achtung; denn sie mischt sich nicht in die weltlichen Angelegenheiten ihrer Pfarrkinder, und strebt nur bloß, deren Seelenheil zu befördern. Man sieht diese Herren selten außerhalb ihrer Häuser, es sey denn, daß ihr Hirtenamt sie dazu verpflichtet. Ich bemerkte nicht, daß im bürgerlichen Leben die Geistlichen mit den Laien vielen Umgang pflegen. Ihren Hauptreichthum beziehen sie von den Lehensgefällen ihrer Meier bey Veränderungen der Besitzer. Gewöhnlich tragen sie ein weites, schwarzes Kleid von Bombassin oder einen langen Pelz, schwarze Beinkleider, welche unter dem Knie befestiget sind, schwarze Strümpfe, einen Hut mit breitem Rande und Schnallenschuhe. Auf den Straßen schreiten sie, als tiefe Nachdenker, in sich gekehrt einher. Ihr Hauptfest ist das Trinitatis-Fest. Die Bildung der Procession wird sowohl unter den Katholiken als Protestanten lange vorher besprochen.

Alle Französischen Canadier pflegen sich des Morgens zwischen 8 und 12 Uhr in der Kirche trauen zu lassen. Zu Wagen werden Braut und Bräutigam von Freunden und Verwandten nach der Kirche geleitet, doch nimmt dieser Zug jedes Mahl einen langen Weg durch die Straßen, im Brauthause wird ein glänzendes Mittagsmahl servirt, und am Abende getanzt, gesungen und bis tief in die Nacht Karten gespielt.

Die Französischen Canadier scheinen mir das glücklichste Volk auf der Erde zu seyn. Es braucht sich hier weder Körper noch Geist besonders anzustrengen, um seinen anständigen Lebensunterhalt zu finden. Diese Bewohner Nieder-Canada's sind ein gutmüthiges Volk, das seine Regierung liebt, und keine Nahrungssorgen kennt. Hitzköpfige Radikalen, welche vor der waltenden Staatsbeamtung einen Abscheu hegen, gibt es in England häufiger unter den Protestanten, als unter Canada's Katholiken. Gewiß würde die Englische Regierung die Irländischen Katholiken gewinnen, wenn sie im Stande wäre, ihnen bessere Nahrung zu verschaffen, und zur Herstellung der Ruhe in Irland ihren Sachwalter, O'Connel, mit einem halben Dutzend anderer Lärmmacher bey einer Nordwest-Expedition anstellte, damit ihr gar zu glühendes Temperament zur Abkühlung gelangte.

Nach Frankreichs alter Sitte feyert man hier das Neujahrsfest, und Jedermann thut sich in dieser Periode gütlich. Die Gratulanten wandern von einem Hause zu dem andern, und alle weiblichen Personen

des Hauses empfangen einen ehrbaren Kuß. Die Französischen Damen biethen den Herren ihre Wangen, und die Brittinnen ihre Lippen an. Die Festlichkeiten dauern drey bis vier Tage; sey es, weil die Damen, geküßt zu werden, lieben, oder weil die Herren gern viel Wein oder Rhum bey dieser Gelegenheit trinken.

Auch versetzte man hierher das Französische charivari. Wenn nähmlich ein junger Mann eine Witwe heirathet, oder eine Witwe einen jungen Mann, so kommen ein Paar Tage nach der Hochzeit die fröhlichen Jünglinge mit vielem Lärme vor das Haus der Neuvermählten, und verlangen ein gewisses Geschenk an eine Wohlthätigkeits-Anstalt, was man Ehren halber, wenn man Friede haben will, bezahlen muß.

Auf den Dörfern Nieder-Canada's pflegt Abends nach vollendeter Arbeit die Jugend beyder Geschlechter zu tanzen, zu singen, zu lieben und sich lieben zu lassen. Dort herrscht fröhliche National-Laune: kein Herz ist von Sorgen getrübt, oder gar von Melancholie; und Klatschereyen hört man dort nicht. Übrigens spürt man in Nieder-Canada viele Achtung vor der Religion, und mit Unterwürfigkeit üben die Canadier die Buße, welche ihnen ihre Priester vorschreiben. Überall habe ich wahrgenommen, daß die meiste Frömmigkeit nicht immer da herrscht, wo die meiste Aufklärung existirt. Doch gibt es keine Volksmasse, welche eine bessere allgemeine Schulerziehung besitzt, als Nieder-Schottland. Kann man auch nicht behaupten, daß dieses Volk gerade das religiöseste ist, so ist es doch sicher das sittlichste. Es ist in seinen Schulen zugleich in allem Nützlichen für das irdische Leben, aber auch in den Dogmen der Religion unterrichtet worden. Die Verbindung beyder Zwecke bewährt sich in dieser Nation als höchst nützlich. — Das Landvolk in den Amerikanischen Freystaaten genießt in Allem, was weltliches Interesse hat, einen eben so ausgedehnten Unterricht, als der Nieder-Schottländer, und doch sind die Amerikaner im Ganzen kein religiöses oder sittliches Volk.

Ich fand überall unter dem wenig unterrichteten Landvolke von Nieder-Canada mehr wahre Glückseligkeit, wahre Höflichkeit, mehr Achtung für Religion und Nächstenliebe, als irgendwo sonst, wo ich gelebt habe. Alles lebt hier vom Landbau; eine Lebensart, welche der Tugend und der Gesundheit offenbar so zuträglich ist, daß nach meiner Erfahrung derjenige, welcher das glücklichste Landleben sehen will, unter den Canadischen Bauern leben muß.

38.

Wahrnehmungen auf einer Reise aus Canada nach Neu-York.

Ich verließ am 15. August 1822 die Talbot-Niederlassungen um nach Neu-York zu reisen; ließ mich am 18. August über den Fluß Niagara setzen, kam aber zufällig zu spät an, um mit der Postkutsche schnell weiter zu reisen. Da ich in Lewiston, einer Stadt der Freystaaten, einen Miethwagen nahm, so kam ich noch am nähmlichen Abende 45 Englische Meilen weiter nach dem Dorfe Oak-Orchard; aber auch hier konnte ich keinen Sitz in der Postkutsche erlangen. Nun beschloß ich, zu Pferd den nur 6 Meilen entfernten neuen Canal zu besuchen, und erhielt in einer Stunde ein Pferd mit Sattel und Zaum, aber ohne Sattelgurt; jedoch wagte ich den Ritt ohne solchen, da man es in Amerika auf dem Lande mit dem Beyeinandersein aller Bequemlichkeiten des Lebens nicht gar zu genau nehmen muß. An der Stelle, wo ich den Canal zuerst erblickte, sah ich Arbeiter bey einer Wasserleitung, und erfuhr, daß jeder derselben monathlich 13 Dollars außer Nahrung und Quartier empfinge. In fünf Jahren hat der Canal bereits eine Länge von 200 Meilen erlangt, und wird den See Erie mit dem Flusse Hudson verbinden. Wenn die 350 Meilen des Canals vollendet seyn werden, so wird er 8 Millionen Dollars gekostet haben.

Der Staat Neu-York ist diese wichtige Landesverbesserung dem gewesenen Gouverneur, de Witt Clinton, schuldig. Niemahls hat wohl ein Staatsmann mehr mit den Hindernissen eines großen menschenfreundlichen Projects zu kämpfen gehabt, als dieser Mann. In den Debatten behauptete einer der Repräsentanten, daß ein solcher Canal wegen Wassermangels unausführbar sey, und ein anderer Herr, der noch witziger seyn wollte, meynte, daß, wenn auch keine einzige Quelle im Staate vorhanden sey, die Thränen der Zeitgenossen ein Jahrhundert lang hinreichen würden, den Wasserspiegel zu füllen.

Ohne sonderliche Beschwerde, auf einem Sattel ohne Gurt den Weg hin und her zurückgelegt zu haben, kam ich nach Oak-Orchard zurück.

Gemeiniglich nennt man den Weg von Lewiston nach Rochester entweder den Richtweg oder den Marschweg; er erstreckt sich am südlichen Ufer des Sees Ontario vom Flusse Niagara bis nach dem Flusse Genesee in einer Länge von 90 Meilen. An einigen Stellen hat man den Wegdamm ansehnlich höher angelegt, als den benachbarten Boden; aber an andern Stellen vernachlässigte man dieses

ganz, und dennoch legt die Postkutsche 96 Meilen dieses Weges in 13 Stunden zurück.

Die Amerikanischen Postkutschen sind ganz anders gebaut als die in Großbrittannien. Unter dem Verdecke können neun Passagiere Platz nehmen, und zwey derselben sitzen außen neben dem Postillion. Acht hölzerne Säulen tragen die Decke der Kutsche, und die Kutsche ist übrigens hinten, vorn und zur Seite offen. Wenn der Staub beschwerlich fällt, so läßt man die Gardinen herunter. Ein solcher Wagen wiegt 24 Zentner; aber er hängt meistens 2 Fuß höher, als eine Brittische Postkutsche. Für 100 Meilen zahlt man gewöhnlich 4½ Dollars Postgeld.

Meinen Weg nach Rochester mußte ich in einem eigenen Wagen nehmen. Die Cultur des Bodens ist noch sehr in ihrer Kindheit, weil man erst seit zehn Jahren angefangen hatte, sich hier anzubauen. Die Häuser und die Befriedigungen an der Landstraße gleichen denen in Ober-Canada, aber die Erde ist leichter und sandiger, und doch gilt hier der Acker Wildniß 8 Dollars. Für den achten Theil des Preises kann man in Ober-Canada weit besseres Land kaufen; aber es herrscht hier ein lebendigerer Verkehr, und die Bevölkerung ist stärker.

In Ober-Canada herrschte Gesundheit, aber in den meisten Häusern zwischen Rochester und Lewiston fand ich Kranke. Die Kranken nahmen hier ihre Medicin, erhohlten sich oder starben, und man machte von diesem endemischen Übelstande, der vielleicht vom niedrigen unabgewässerten Boden herrührt, weniger Aufhebens, als bey gleichem Unglücke in Ober-Canada der Fall gewesen seyn würde.

In Oak-Orchard wohnte ich den Militär-Übungen eines Miliz-Regiments bey, und nahm wahr, daß die Soldaten ihren Officieren bey der Einübung nicht pünctliche Folge leisteten.

Die Stadt Rochester liegt am Erie-Canal, wo die Gegend vor zehn Jahren eine Wildniß war, und jetzt die schöne Stadt schon 5000 Einwohner zählt. Obgleich sie fünf große schöne Wirthshäuser hat, deren jedes 50 bis 70 Reisende aufnehmen kann, so konnte ich doch für mich nicht einmahl ein Bett erhalten, und mußte auf dem Sofa schlafen. Am nächsten Morgen frühstückte ich in Gesellschaft von 100 Personen modischen Ansehens und anscheinend guter Erziehung im Gasthofe Mansion-House. Es wurden vielerley Arten Fleisch, Pasteten, Kuchen und Torten aufgetragen. Sobald man sich satt fühlte, stand man auf, und ging seiner Wege. Die Straßen sind rechtwinklich, und die Häuser von Backsteinen gebaut, roth angemahlt mit weißen Scheidelinien, wo die Steine sich an einander

fügen. Zugleich geben die Venetianischen Jalousien, die Säulengänge, die Veranda's vor den Häusern und die Altanen der jungen Stadt ein schönes Ansehen. Man muß daher die Einwohner für geschmackvoll, unternehmend und gewerbfleißig halten.

Von Rochester schiffte ich mittelst des Paketbootes auf dem Canal, 166 Meilen nach Utica. Man zahlt an Postgeld 6 Dollars, und außerdem für Essen und Trinken. Beydes ist aber trefflich und wohlfeil.

Überall sieht man in den Freystaaten die Häuser von Ziegelsteinen gebaut und angemahlt, auf den Straßen Weiden und Pappeln, und Leben im Handel und im Verkehre. Im Dorfe Canandargua ist die Hauptstraße fast zwey Meilen lang. Mitten im Dorfe ist ein großer Markt, und in solchem prangen das Gerichtshaus und andere öffentliche Gebäude. Ich habe niemahls ein schöneres Dorf gesehen.

Im Südwesten dieses Dorfes entdeckte man kürzlich in der Nähe eine brennende Quelle. Das Wasser quillt aus der Seitenwand einer tiefen Schlucht mit glänzend rother Flamme, welche Holz und andern Brennstoff anzündet. Das Wasser selbst hat aber die nähmliche Temperatur, als wie gemeines Trinkwasser, und schmeckt und riecht wie dieses.

Im nächsten Dorfe Auburn, am Ausflusse des Sees Owaseo, fand ich 300 Häuser, 1200 Einwohner, viele Mühlen, Tuch- und Baumwoll-Fabriken, ein Criminal-Gefängniß und ein theologisches Seminarium. Da aber der neue Canal sieben Meilen nördlich von diesem lieblichen Dorfe fließt, so dürfte diese Entfernung der ferneren Vergrößerung desselben entgegen wirken.

Unsere Reisegefährten auf dem Paketboote waren die angesehenen Kaufleute Waring und Horton aus Neu-York, und ein Advokat, Nahmens Childe. Nachdem wir uns über die gewöhnlichen ersten Unterhaltungen ausgesprochen hatten, redeten wir mit einander über Politik, über die Civil- und Militär-Angelegenheiten der großen Nationen auf der Erde, und von den Dingen gingen wir zu den Menschen, welche die großen Begebenheiten leiteten oder sich durch solche leiten ließen. Ein leichter fernerer Übergang führte uns dann von dem letzten kurzen Kriege der Amerikaner mit England auf den nachher so berühmt gewordenen General Jackson, wobey man an mich die Frage richtete, was man in Ober-Canada von diesem Manne denke? Ich erwiederte: Gewiß urtheilt man in Ober-Canada nicht günstig von diesem Manne; und um meine Bemerkung zu begründen, versprach ich, eine Anekdote zu erzählen. Dieses Wort ergriff die Nerven der zuhörenden Amerikaner, und Alle erwarteten nun still, was

ich vortragen würde. Vor kurzem, sagte ich, kam ein Bürger der Freystaaten mit Wachsfiguren nach Ober-Canada, welche er in der Stadt York zeigte. Unter den Bildern Amerikanischer Helden fand sich auch das Bild des Generals. Als dieses die Einwohner wahrnahmen, so veranstalteten sie eine Geldunterzeichnung, wodurch dieses Wachsbild von dem Künstler angekauft wurde. Mit lauter Freude trugen einige starke Canadier das Bild des Helden öffentlich zur Schau, hernach fand eine feyerliche Abendmahlzeit Statt, wobey die Wachsfigur auf einer langen Stange aufgepflanzt und vor den Augen der Menge geschmolzen wurde.

Einigen dieser Herren vergnügte der lustige Ausgang meiner Anekdote; aber der vorbemeldete Advokat Childe, ein wüthender Republikaner und irreligiöser Deist, wurde schrecklich erboßt wegen der Schmelz-Operation an sich, und weil sie zugleich Einigen in der Gesellschaft so vieles Vergnügen gemacht hatte. Er begriff nicht, (wie er sagte,) wie man die Wohlthaten des großen Helden, der so mächtig zur Erhaltung der Unabhängigkeit gewirkt habe, dem Gelächter aussetzen könne. Der Advokat wurde dabey so heftig, daß seine Reisegefährten den Text aufzugeben geneigt waren, und ihm riethen, lieber seinen Helden nach Gefallen mit Lorbern zu begränzen, als sich im Streite, wie geschehen war, über die Gebühr zu erhitzen. Wir fanden später, daß Childe ein braver und launiger Mann war, gaben ihm aber den Beynahmen General Jackson. Eigentlich galt der Streit, da auch die Neu-Yorker einen hohen Begriff von des Generals Feldherrn-Talenten hatten, seine Candidatur zur Präsidentenstelle der vereinigten Staaten. Keiner der andern Reisegefährten vermochte seine Talente zur Präsidentur zu beweisen, aber Childe schien sein ganzes Leben hindurch sich mit der fixen Idee vertraut gemacht zu haben, daß sein Held zu jeder öffentlichen Rolle Fähigkeiten besitze.

Utica heißt ungeachtet seiner 4000 Einwohner bisher noch ein Dorf, und liegt am südlichen Ufer des Mohawk-Flusses nahe bey der Stelle, wo einst das Fort Schuyter stand. Der hiesige starke Handelsverkehr soll den Ort wohlhabend gemacht haben. Es sind hier zwey Banken und ein Gerichtshaus. Der durchströmende Canal und andere Vortheile einer günstigen Lage machen Utica zu einem gelegenen Handelsplatze.

Von Utica fuhr ich in der Postkutsche mit den Herren Waring und Horton 80 Meilen nach Ballston und den Saratoga-Quellen, meistens am Ufer des Mohawk-Flusses. Wir übersahen das schöne angeschwemmte Marschthal, Herkimer und German Flats genannt; einst ein Kriegsschauplatz, und nun in schöner Cultur glänzend.

Über den Mohawk-Fluß führte eine gewölbte hölzerne, 997 Fuß lange Brücke, nicht weit von Schenectady, einer der ältesten Städte in Amerika; im Jahre 1680 verbrannten solche die Indianer, und im Jahre 1819 litt sie abermahls Brandschaden. Die Unions-Schule ist das wichtigste der dortigen Gebäude, aber noch nicht ausgebaut. Für 130 Dollars jährlich empfangen hierin 200 Studierende Unterricht und Unterhalt.

Schuytersville ist nur eine kleine Stadt von etwa 40 Häusern, aber merkwürdig, weil daselbst der Englische General Burgoyne mit seinem Heere sich im October 1777 den Amerikanern zum Kriegsgefangenen ergab, oder eigentlich in der kleinen Verschanzung bey der Stadt. Die Amerikaner zeigten diesen historischen Platz mit einem Triumphe, dessen Freude ich als Britte freylich nicht zu theilen vermochte.

Nahe dabey (6 Meilen unter Schuytersville) starb, nach der Erzählung der Braunschweigerinn, Generalinn Riedesel, in deren Quartier jetzt der Gasthof eines Amerikaners Smyth existirt, der Brittische General Fraser an empfangenen Wunden.

Die nächste Stadt, welche wir besuchten, war Saratoga mit seinen Gesundheits-Quellen und der im Sommer besonders dort zahlreichen Modewelt. Die Brunnenzeit war zwar vor meiner hiesigen Ankunft ungefähr schon abgelaufen, doch fand man noch manchen Brunnengast in den Wirthshäusern. Im größten hiesigen Gasthofe Congreß-Hall, mit einer Façade von 196½ Fuß und zwey und einem halben Stockwerke, und zwey Hinterflügeln, jeder von 60 Fuß Länge, nahm ich Quartier. Vor dem Hause ist ein schöner bequemer Säulengang, aus dem man in einen hübschen Garten und in ein kleines dazu gehöriges Fichtengehölz tritt. Es soll dieses Haus 200 Gäste aufnehmen können, welche im nähmlichen Zimmer mit einander frühstücken und zu Mittag und Abend speisen. Die Zahl der Aufwärter beläuft sich auf zwanzig, und da im freyen Nord-Amerika keiner der Gäste ein Gericht in Stücken herumgibt, so haben diese Aufwärter viel zu thun. Es ist überall in Freystaaten, so weit ich solche gesehen habe, Gebrauch, daß, nachdem die Gesellschaft an der Wirthstafel Platz genommen hat, man zuvörderst die ganze Tafel überblickt, um sich seine Lieblingsspeisen auszusuchen. Nun verlangt man vom Aufwärter irgend eine Schüssel, der solche herbeyträgt und sie vor der verlangenden Person niedersetzt, und wartet, bis sich dieselbe ein beliebiges Stück abgeschnitten hat, sodann aber nach dem vorigen Platze zurückbringt. Diese Amerikanische Speisesitte hat viel Unbequemes; denn man hört, während gespeiset wird, nichts als Ordonnanzen an die Aufwärter; diese und die Schüsseln sind in

steter Bewegung und drängen sich einander. Auch in den glänzendsten Wirthshäusern wird es eben so gehalten, und wenn man genug gegessen hat, verläßt man sofort die Tafel, und raucht eine Cigarre, indem man im Säulengange spaziert. Allgemein ist es in Amerika Gebrauch, so schnell seine Mahlzeit zu vollenden, daß man glauben möchte, die Gäste speiseten rasch in Folge einer Wette. Schnell wird die Tafel wieder abgedeckt. — Auch Damen besuchen die Heilquellen von Saratoga fleißig. Die Modewelt zieht unter den hiesigen Brunnen den Congreß-Brunnen vor. Die Damen trinken aber sehr kleine Becher Wassers. Die Meisten waren sehr abgemagert, hatten eine gelbe Gesichtsfarbe und ein krankes Ansehen. Als ich aber später die schöne Welt in Neu-York sah, fand ich, daß überhaupt die Amerikanerinnen eine gelbe Gesichtsfarbe besitzen und mager sind, ohne darum kränklich zu seyn *).

Nahe bey der Congreß-Quelle und an der Ostseite des Thales, welches an den Ort Saratoga stoßt, liegt noch eine andere, der hohe Felsen genannte Quelle. Der Felsen, der den Brunnen umgibt, hat eine Kegelgestalt. Unten ist der Diameter des Brunnens 9 Fuß und die Höhe 5 Fuß. Es hat Einigen geschienen, daß die Einfassung der Brunnenröhre sich aus abgesetzten Theilen des Wassers gebildet habe, da vormahls das Wasser über die Höhe der Einfassung durch eine kleine Öffnung von der Spitze des Felsens bis zum Fuße desselben hinab lief. Jetzt steigt das Wasser nur zwey Fuß, seitdem, wie man sagt, ein fallender Baumstamm einen Riß in der Seite des Felsens veranlaßt hat, daß das Wasser aus dieser Spalte sickert, und daraus entsteht, daß es nicht weiter in die Höhe steigen kann.

Richtiger entstand aber wohl dieses Ausfließen der Quelle zur Seite, weil der Felsen sich abgebröckelt hatte. Die Bildung des Gesteines fing natürlich zuerst dicht auf der Grundfläche der Erde an, und durch die beständige Bewegung des Wassers schuf sich letzteres einen Ausweg zwischen der untern beschädigten Röhre, und der Erde, worauf die Röhre stand. Betrachtet man die Base des Felsens von Außen an der Ostseite, so wird diese Vermuthung wahrscheinlich, wo die Einfassung einige Zoll Dicke verloren hat.

Zwischen den beyden speciell beschriebenen Quellen liegen die

*) Unsere Landsleute beurtheilen die Amerikanerinnen viel günstiger als Herr Talbot, dessen Vorurtheile wider die Freystaaten und deren Bewohner in seinen Urtheilen über alles Republikanische durchschimmern. Anm. des Übers.

meisten andern Mineral-Quellen. Um die beyden beliebtesten, unter diesen die Hamilton- und Monroe-Quelle, sind große und bequeme Bäder gebauet worden, die man theils zum Vergnügen, theils zur Heilung benutzt. Unter diesen sämmtlichen Quellen steht obenan nach dem dortigen Doctor Steel der salzige Sauerbrunnen-Congreß. Die Gallone, oder 231 Zoll dieses Wassers, enthält 676 Gran völlig aufgelösete feste Substanzen, und darunter über $\frac{2}{3}$ gemeines Küchensalz; über $\frac{1}{4}$ ist kalkiger Kohlenstoff, und der Rest ist Soda-Carbonat, Magnesia und Eisen. Das Merkwürdigste ist jedoch, daß solches im Augenblicke der Füllung der Krüge fast die Hälfte mehr als seinen Cubus an Kohlensäure enthält. Diese Eigenthümlichkeit findet sich nirgends außer Amerika.

Die Columbia-Quelle ist ein säuerlicher Stahlbrunnen. Die Gallone enthält 359 Gran feste Theile, darunter fast $\frac{2}{3}$ Soda-satz, $7\frac{1}{2}$ Gran Eisenkohle, und wenig Kohle mit Soda und Magnesia, und etwas mehr als seinen Cubus zu Kohlensäure.

Der Flut-Rock-Brunnen ist auch ein säuerlicher Stahlbrunnen, welcher, gleich dem vorstehenden, eisenreich ist, aber wenig salzreich, dagegen aber mehr Kohlensäure besitzt.

Zu Ballston-Spa sind alle mineralischen Quellen säuerliche Stahlquellen und reich an Gas. Die Gallone der sogenannten alten Quelle enthält 253 Theile fester Körper, und darunter mehr als die Hälfte Soda-Muriat, etwas über ein Drittheile Kalk-Carbonat, und übrigens etwas Magnesia-Carbonat, Soda und $7\frac{1}{2}$ Gran Eisen.

Die Washington-Quelle enthält 235 Gran fester Theile in der Gallone, wovon mehr als die Häfte Soda-Muriat, beynahe $\frac{1}{4}$ Kalk-Carbonat, etwas Magnesia, Soda und $7\frac{1}{2}$ Gran Eisen enthält. — Eine dieser Quelle sehr nahe liegende, genannt die Nieder-Quelle, hat mit der zu Tage liegenden ersten Quelle sichtbare Verbindung, enthält dennoch 13 bis 14 Gran feste Theile an Soda-Muriat mehr. Das Wasser beyder Quellen ist überaus reich an Kohlensäure, was in großer Menge aus der Oberfläche abdampft.

Lows-Spring hat in allen Artikeln der festen Theile weniger Inhalt.

Alle diese Quellen haben beständig nach dem Fahrenheitschen Thermometer 48 bis 52 Grad Wärme. Die Veränderung in der Witterung macht hierin geringe Abweichungen, und die Wassermasse ist in allen Jahreszeiten ungefähr gleich.

Das klare Wasser aller dieser Quellen brauset, wenn es frisch geschöpfet worden ist, wie Champagner. Das Wasser der salzhaltigen Gesundheits-Quellen läßt sich sehr gut versenden, besonders aber das Wasser der Congreß-Quelle; freylich hat es im Auslande nicht

so viel Gas, als wenn es an der Quelle getrunken wird, und schmeckt daher matt. Das Stahlwasser wird ebenfalls in Bouteillen verschickt. Wenn es aber etwas von seinem Gas verloren hat, so folgt darauf der Niederschlag des Eisens, welches sich an die Wände der Bouteille setzt, und um so trüber wird, je mehr es sein Eisen verloren hat. Sichtbar sind diese Quellen purgirend, urintreibend und magenstärkend. In der Lungensucht und andern Schwindsuchten sind diese Heilquellen höchst schädlich; denn sie vermehren die Eiterung.

Die Ursachen der Eigenthümlichkeit dieser Mineral-Quellen sind bisher noch nicht bestimmt worden. Zwar kann man sich den Salzreichthum solcher Quellen hier und in Europa sehr leicht erklären, da die gleiche Beschaffenheit des Unterbodens einen nahen Salzstock vermuthen läßt. Desto unerklärbarer ist der außerordentliche Reichthum an Kohlensäure, welcher zugleich so viele fremde feste Körper auflösete. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ein unterirdisches Feuer die viele Kohlensäure bildete, weil theils die Temperatur des Wassers so niedrig und so regelmäßig ist, und weil mit Ausnahme des Soda-Muriats alle mineralische Säure diesem Gesundheits-Brunnen fehlt.

Unstreitig hat die Gegend von Lewiston nach Saratoga, mit den Ebenen Ober-Canada's verglichen, weit mahlerischere Landschaften; denn man findet überall Berge und Thäler, und hier und da noch viele Urwaldung. Nehme ich aber die schöne Marsch am Flusse Mohawk aus, so trifft man in diesem Theile des Staates von Neu-York nicht einen Acker des Landes, was wir in Ober-Canada trefflich nennen, und dagegen desto mehr leichten Sand. Daher kann ich es mir wohl erklären, warum so viele Neu-Yorker Landleute nach Ober-Canada auswandern, indem im Freystaate Neu-York der uneinträgliche Boden in der Wildniß 8 Dollars und in Ober-Canada der weit bessere 1 bis 2 Dollars gilt.

Ich begreife aber nicht, wie ein in einer gut verwalteten Monarchie früher zu leben gewohnter Ausländer, wenn er auswandern will oder muß, und einige Bildung besitzt, seinen Aufenthalt in einem Lande mit demokratischen Gesetzen wählen mag, da die Wohlfeilheit und Fruchtbarkeit des Bodens und die Vorrechte der Meistbeerbten in Ober-Canada mit den Ansprüchen eines früheren Ranges, die dort geehrt bleiben, dem Aufenthalte in Ober-Canada so viele Vorzüge geben. Ich würde wenigstens mein Brot lieber mit Kummer in Canada, als in üppigem Wohlstand in den vereinigten Staaten genießen, wo es so unerträglich ist, täglich in Gesellschaft mit andern gebildeten Menschen Spott und Geringschätzung auf die er-

habenen Vorzüge der Brittischen Constitution und der Staatsmänner, welche solche gesetzlich vollziehen, anhören zu müssen.

Nachdem ich mich einige Tage in Saratoga aufgehalten, reisete ich mit Herrn Waring in der Postkutsche durch die Dörfer Ballston, Waterford, Lansingburg und die Stadt Troy. Letztere hat 8000 Einwohner, und ist an der Ostseite des Flusses Hudson an die Lehne ansehnlicher waldiger Hügel schön gebaut.

Vor 9 Uhr Morgens waren wir schon zu Albany, der sechs Meilen von Troy gelegenen Hauptstadt des Staates Neu-York. Zwar sind manche Straßen enge und unbedeutend; doch haben manche andere schöne Häuser, wenn auch im ursprünglich Niederländischen Geschmacke von Fachwerk mit einem Säulengange des untern Stockes, einem Altan im zweyten und einem vorspringenden Dache im dritten Stocke.

Die noch übrigen 160 Englischen Meilen machte ich an Bord eines schönen Dampfbootes von Albany nach Neu-York für 6 Dollars Fracht, worin noch die Verpflegung unter Weges begriffen war.

Die Amerikaner nennen ihren Hudson-Fluß, auf dem ich schiffte, höchst reitzend; doch gefiel er mir weniger als der Canadische Niederstrom des Lorenz-Flusses, wenn auch jenen die Amerikaner ihren Tiber nennen.

Das Dorf West-Point war ein wichtiger Militär-Posten der Amerikaner im Revolutions-Kriege, weil es am westlichen Ufer des Hudson vor dem Passe liegt, der in's Hochland führt. Das Dorf ist nicht groß, hat aber eine Militär-Akademie mit großen Gebäuden längs dem Flusse. Hier wurde der tapfere Brittische Major Andre am 2. October 1778 beerdiget, nachdem er durch ein Amerikanisches Kriegsgericht als Spion zum Tode verurtheilt, und zu Tappan oder Orangeton erschossen worden war. Seine Gebeine wurden später nach England transportirt. Als man sein Grab öffnete, hatten die Wurzeln einer Cypresse sich um die Scheitel des jungen Helden geschlungen, und der Baum selbst schmückt jetzt den Privat-Garten des Königs Georg IV. — Interesse hatten für mich die bis 1565 Fuß hohen Berge des Hochlandes, welche sich in der Breite von 16 Englischen Meilen und in der Länge von 20 Meilen an beyden Seiten des Hudson-Flusses erstrecken. An der südlichen Seite vertheidiget den Eingang von Neu-York aus die alte Festung Verblanks-Point, und gegenüber die kleine Festung Stoney-Point. Zehn Meilen am Hudson weiter herauf liegt das Fort Montgomery.

Die Stadt Neu-York hat ein sehr schönes Ansehen; die Häuser sind meistens von Backsteinen gebauet, und roth mit weißen Strichen über den Anwurf angestrichen. Das hiesige Hauptwirthshaus hat

5 Stockwerke und 73 Zimmer mit einem großen prachtvoll möblirten Speisezimmer; die Schlafzimmer sind nicht so bequem als in Brittischen Wirthshäusern, und die Betten ohne Vorhänge haben Bettlacken von Baumwolle.

Alle Gäste im Wirthshause frühstücken um 8 Uhr, essen um $1\frac{1}{2}$ Uhr zu Mittag, trinken um 7 Uhr, und speisen Abends um 11 Uhr. Die Tafel ist reichlich mit Fleisch besetzt, hat aber wenige und schlecht zugerichtete Speisen aus dem Pflanzenreiche. Porter wird gar nicht bey Tische getrunken, sondern Rhum mit Wasser, und auch dieses nur gewöhnlich auf dem Zimmer. Der Amerikaner hält übrigens die Beobachtung dessen, was man in Europa Anstand an einer Wirthstafel nennt, für unverträglich mit seiner Freyheit und Unabhängigkeit, und ehe der Amerikaner den letzten Bissen verschluckt hat, eilt er entweder in den Säulengang des Hauses oder in das Versammlungszimmer, und raucht dort seine Cigarre.

Groß und schön gebaut ist das hiesige Stadthaus von weißem Marmor. Hier versammelt sich der Gemeinderath und hält auch der Justizhof seine Sitzungen, seine Archive u. s. w. Mißbilligend erblickte ich bey einer öffentlichen Sitzung, daß die Richter, die Advokaten und die Geschwornen alle in bürgerlicher Kleidung erschienen, da doch das Amtskleid der Justizmänner nach Brittischer Erfahrung dem Personale eine äußere Würde gibt.

Die wahrscheinlich sehr frommen Einwohner New-York's haben 82 Kirchen, Tempel und Gotteshäuser. Übrigens ist die Stadt sehr reinlich, obgleich die Schweine auf den Straßen eben so frey umhergehen, als die Bürger der Stadt. Auf den Straßen liegen jetzt nicht mehr, wie vormahls, Waarenballen, welche einst das Fahren unbequem machten, und die Waarenläden haben ein schönes Äußere.

Jedermann, der zu den vornehmern Classen gerechnet seyn will, kleidet sich hier reinlich und hübsch. Die Statur der Männer ist lang und schmächtig, doch bilden solche in der Regel keine schöne Figur. Desto schöner fand ich den Wuchs der Damen; aber das blasse Gesicht der Männer ist schöner, als dasjenige der Frauenzimmer, welches gemeiniglich graubleich, kränklich und mager zu seyn scheint. Selten sieht man in New-York die Damen von Männern geführt, um welche sich überhaupt die sehr geschäftigen Haus- und Handelsherrn wenig zu bekümmern pflegen. Respect bezeigt hier selbst der unterste Stand dem Reichern nicht, und auf eine ergangene Frage erhält man selten eine höfliche Antwort; nur lassen auch in New-York die Ladenhalter und deren Herren von der Handlung gegen ihre Kunden es an Höflichkeit nicht fehlen; wenn ich wiederholt darauf bestand, erhielt ich die Erlaubniß, die gekauften Sachen selbst mit zu

nehmen. Auch fand ich in dieser Seestadt die Amerikaner nicht so neugierig als im Innern *).

Eine tiefe Verachtung hegen alle Amerikaner gegen Schriftsteller, welche, wie Fearon, sich freymüthig über ihre nationalen Schwächen ausgedrückt haben. Sollte Herr Fearon wieder nach Amerika's Küsten zurückkehren, so wird er, ungeachtet seiner Wahrhaftigkeit, gewiß übel empfangen werden; denn ein so eitles Volk läßt nicht mit sich scherzen. Besser gefällt ihnen das volle Rauchfaß der Miß Wright, wenn gleich Manche gestehen, daß diese Brittinn ihre nationale Rechtschaffenheit ein wenig zu hoch gestellt habe. Unter den Gelehrten in Amerika glänzen bisher wenige Nahmen als berühmt. Doch haben die Amerikaner einige würdige Schriftsteller in der Literatur der Zeitschriften, als: Dwight, Irving und Browne; nirgends gibt es mehr Zeitungen und Zeitungsleserey als in diesem Lande. Aber man kann solche freylich mit der Zierlichkeit der Brittischen Zeitschriften nicht vergleichen, obgleich man den Amerikanischen die Sprachrichtigkeit und die Unterhaltungsgabe nicht absprechen kann. Übrigens findet man in allen Privat- und öffentlichen Bibliotheken meistens Werke von Brittischen Schriftstellern. Unter allen transatlantischen Zeitschriften steht der Nord-Amerikanische Review oben an, und seine Kritik ist meistens unparteyischer, als in den Brittischen Review's, und weniger giftig gegen unempfohlene Schriftsteller, und diejenigen, welche eine andere Politik als die Recensenten hegen. Es ist an den Amerikanischen Schriftstellern zu rühmen, daß sie mehr als die Britten die Kenntniß des Auslandes und dessen Literatur zu würdigen verstehen. Irving's Sketch-Book und Bracebridge-Hall haben im Vaterlande des Verfassers nicht so viel Aufsehen erregt, als manche fremde Schriften, wenn auch deren Styl nicht so rein, und ihre Darstellung weniger freymüthig seyn sollte, als diejenige Irving's.

Die Neu-Yorker suchen ihr Hauptvergnügen im Theater und in Vauxhall. Das Theater ist hübsch, und die Mahlerey mit dem Costüm der Schauspieler erträglich. Einige Schauspieler sind von Brittischer Abkunft und besondere Lieblinge des Publikums. Man kann aber das hiesige Vauxhall so wenig als die nahen Gärten und Park's auf keine Art denen in England gleich stellen.

Ungefähr 1½ Meilen von der Stadt liegt zu Greenwich am Ufer

*) Es bestätigt sich wieder in diesen Bemerkungen der kleine Geist des Verfassers, der nur dort eine richtige Stellung des Social-Standes findet, wo der weniger Begüterte und daher abhängigere Mitbürger dem mehr Begüterten einige äußere Ehrfurcht bezeigt.

Anm. d. Übers.

des Hudson das große Staatsgefängniß, im Dorischen Style erbauet. In diesem Zuchthause lebt kein Verbrecher, welcher nicht wenigstens zu dreyjährigem Gefängnisse verurtheilt worden ist. Im Jahre 1814 kamen 213 Verbrecher hierher, von welchen 173 Amerikaner, 15 Irlander, 13 Engländer, drey Neu-Schottländer, 3 Westindier, ein Franzose, ein Deutscher, ein Portugiese, ein Schwede, ein Niederländer und ein Schottländer sich befanden. Zwar sind die meisten Ausländer in Neu-York von Schottischer Abkunft; aber wegen der trefflichen moralischen und religiösen Erziehung der Schotten trifft man bey dieser Nation weniger als in andern verdorbene Menschen an.

Bis zum Jahre 1817 wurde bloß Staatsverrätherey, Mord, und Feueranlegung in einem bewohnten Hause, mit dem Tode bestraft. Jetzt erhalten auch diejenigen verurtheilten Verbrecher die Todesstrafe, welche in Gefängnissen des Staates oder deren Zubehör Feuer anlegen, oder dazu auf das Entfernteste mitwirken, welche sich am Gefangenwärter thätlich vergreifen u. s. w.

Lebenslänglich werden hier eingesperrt: Straßen- und andere Räuber, Diebe mit Einbruch in Häuser, Sodomiten; diejenigen, welche andere Menschen an ihren Gliedern verstümmelt haben; Verfälscher öffentlicher Urkunden oder Münzen; solche Brenner, welche an unbewohnte Häuser, Scheunen, Mühlen u. s. w. Feuer angelegt haben; Verfälscher aller und jeder Privat-Documente oder öffentlichen Acten, und alle Diebe, welche nicht bloß wegen kleiner Diebstähle verurtheilt worden sind.

Es kann aber den Umständen nach der Gerichtshof begangene Verfälschungen auch mit einer milderen Strafe belegen.

Auf Lebenszeit, aber immer zu siebenjährigem Gefängnisse, werden diejenigen verurtheilt, welche eine nachgemachte Banknote verkauften oder zum Wechseln hergaben. Das Stechen falscher Banknoten-Platten in Kupfer, und selbst der Besitz solcher Platten, welche gemißbraucht werden sollen, oder unausgefüllter Banknoten oder Päße wird eben so bestraft.

Höchstens vierzehnjährige Gefängnißstrafe steht auf den Diebstahl eines Documents, auf das Anzünden unbewohnter Gebäude jeder Art, auf Verfälschung fremder Handschriften, welche weder Hypothek-Verschreibungen, noch Wechsel, Indossirungen, Assignationen und Quittungen sind; jeder Diebstahl mittlerer Classe, gewaltsame Heirath eines Frauenzimmers gegen ihren Willen, Vergiftungen, worauf nicht in Jahr und Tag der Tod erfolgt, Nothzucht, schriftliche falsche Anerkennungen einer Person, die man nicht wirklich vorstellt.

Mit höchstens zehnjährigem Gefängnisse werden bestraft alle Hülfsleistungen zur Entweichung aus dem Staats- oder jedem andern Gefängnisse, jeder Betrüger, Meineidige oder Verführer zum Meineide. Jeder falsche Schwur in Concursen, meineidige Angaben der Lotterie-Beamten und der Landmesser vor einem Beamten.

Zu höchstens siebenjähriger Strafarbeit im Gefängnisse werden diejenigen verurtheilt, welche Stämpel zu falschen Gold- und Silbermünzen besitzen, der Versuch des Straßenraubes, des Mordes und der Nothzucht, und endlich diejenigen, welche unter falscher Vollmacht Prozesse anfangen.

Höchstens fünfjährige Strafe dulden diejenigen, welche zum zweyten Mahl überwiesen wurden, gestohlene Güter verkauft oder verheimlicht zu haben, und Alle diejenigen, welche durch falsche Angaben Geld erpreßt haben.

Durch eine Acte des gesetzgebenden Körpers vom 15. Aprill 1817 nennt man alle Diebstähle klein, welche nicht mehr als 25 Dollars betragen.

Doppelt so lang als sonst muß derjenige im Gefängnisse sitzen, der aus dem Staatsgefängnisse brach.

39.

Gegenwärtiger Zustand der Canadischen Indianer.

Es werden in Canada sowohl die sogenannten ansässigen Indianer, als auch diejenigen, welche ein herumstreifendes Leben führen, sehr bald als eine für sich bestehende Staats-Gesellschaft verschwinden; sie, die vor 500 Jahren über jeden Theil von Nord-Amerika verbreitet waren.

In Nieder-Canada sind schon die sogenannten wandernden Indianer sehr selten geworden, und selbst ansässige Indianer trifft man nur in den kleinen Dörfern Loretto, Becancour, St. François, am See zwischen zwey Bergen, und zu Cochenonaga. In Ober-Canada bilden die Indianerstämme zu St. Regis, an der Bay von Quinte, am Reißsee, und in zerstreuten Niederlassungen nahe bey York, mit den sechs Nationen und den Delawares und Moravians am Flusse Themse, wahrscheinlich noch ungefähr 5000 bis 6000 Seelen. In Unter-Canada trifft man freylich manche bekehrte Indianische Katholiken; wenn ich mich aber mit diesen über die christliche Religion unterhalten habe, so fand ich immer, daß unsere Religion in ihrem Gemüthe keine tiefen Wurzeln gefaßt hatte.

Zwar haben in Ober-Canada die Geistlichen der bischöflichen Kirche das Christenthum unter den sechs Nationen der Indianer einführen wollen; aber das Beyspiel der Sittenverdorbenheit vieler der sogenannten christlichen Ansiedler in den Hinterwäldern schreckte die Indianer ab, ihre Religion mit der christlichen zu vertauschen. Auch spricht der Indianer lieber von weltlichen Genüssen, als von Glaubensangelegenheiten. Wirft man diesen Menschen ihr schändliches Schwören und ihre Trunkliebe vor, so entschuldigen sie sich, dieses von den weißen Menschen gelernt zu haben; und weil die Indianer sich allgemein für moralischere Menschen halten, als die Weißen, so müssen die Missionarien nur mit Mühe Jene bekehren können. Am meisten erboßte die Indianer von je her, daß sowohl zur Zeit der Französischen als der Englischen Oberhoheit die Regierungen bis zur neuesten Zeit ihnen mit Gewalt ihr Land abnahmen. Allein seit einer Reihe von Jahren ist es Gebrauch der Regierung in Ober-Canada, den Indianern für Leibrenten ihr Land abzukaufen, und Folgendes sind die jüngsten Käufe der Regierung.

	L.		Sh.
Im Jahre 1818 im October kaufte die Regierung 1,592,000 Acker Land am See Huron für . . .	1200 L.	—	— Sh.
Ferner 648,000 Acker Missisauga Ländereyen für	522 „	—	10 „
Im November: 1,861,200 Acker am Reißsee für	740 „	—	— „
Im Jahre 1819 im Aprill 552,190 Acker Longwood für	600 „	—	— „
Im Jahre 1820 im Februar: 27,000 Mohawk-Ländereyen im Midland-Districte für	450 „	—	— „

Also 4,680,590 Acker für eine jährliche Rente von 3512 L. 10 Sh.

Man nahm dieses Geld aus der Casse der Gebühren für eingewiesene Ländereyen. Da nun die noch übrigen Indianischen Stämme jetzt in engeren Wildnissen jagen müssen, so zwingt sie immer mehr der Mangel an Unterhalt, sich mit der Viehzucht und dem Landbau zu befassen. Da ihnen aber die civilisirten Nachbarn so nahe wohnen, so werden sie immer mehr unkeusch und Trunkenbolde. Freylich hat die Gesetzgebung in Ober-Canada verbothen, daß bey schwerer Strafe den Indianern keine hitzigen Getränke verkauft werden sollen; aber man gibt ihnen solche in großer Menge in der lebhaften Hoffnung, dafur in Waaren reichlich entschädiget zu werden. In der That führen diese Indianer ein unstätes, unglückliches Leben, und sie leiden an Allem Mangel, sobald sie keine wilden Thiere weder

durch Gewehre noch durch Speere erlegen konnten. Da sie träg und unbedachtsam sind, so pflegen sie nicht eher auf die Jagd zu gehen, bis die Noth sie dazu zwingt, und bis dahin die Zeit in Faulheit in ihren Wigwams zuzubringen. Ihre Weiber müssen alle harte Arbeit verrichten; wenn ein Indianer in der Entfernung von drey oder vier Meilen von seiner Hütte ein Reh erlegt hat, so trägt er es nicht zu Hause, sondern hängt es an den Zweigen eines nahen Baumes auf, und bezeichnet seiner unglücklichen Gattinn die Stelle, wo sich das erlegte Wild befindet. Sofort macht sich dann die Indianerinn auf den Weg, bindet sich das Reh am Rücken fest, und bringt es dem Hausherrn, welcher die Haut abzieht, und sich auf seinem Bärenfelle wälzt, indessen jene das Mahl zubereitet; denn der Mann bekümmert sich um nichts, als was ihm persönlich Vergnügen macht.

Je roher ein Volk zu seyn pflegt, desto härter ist das Schicksal der Weiber der Nation; sogar haben einige wilde Völker behauptet, daß die Weiber keine Seelen hätten, und daraus die Natürlichkeit ihrer Unterdrückung herleiten wollen.

Civilisirte Menschen sehen diese Wilden fast wie Thiere leben. Sie müssen stets arbeiten, um nur so viel zu gewinnen, als sie zur Nothdurft bedürfen. Sparsam trifft jetzt der Indianer das zerstreute Wild an; manches Mahl ist die Jagd unglücklich, und er bringt nichts für seine hungrigen Hausgenossen mit, die ihm dann erzählen, daß sie seine Rückkehr mit leerem Magen erwartet hätten, und nun jammern, daß die Mühe vergebens war.

Dazu kommt, daß die Hütten dieser Wilden so undicht sind, und nicht gegen Kälte, Regen und Schnee schützen. Sehr oft habe ich das Elend dieser Menschen gesehen, die mit Mühe das Feuer unterhielten, sich ohne Klage auf dem Schnee wälzten, auch daß der arme Wilde vergeblich um ein trocknes Obdach in seinem Hause harte Weiße bath.— Der geborne Amerikaner verachtet, als tief unter ihm stehend, jeden Indianer oder Neger, und glaubt, daß der Himmel solche zur Arbeit für den Weißen verdammt habe. Als unsterbliche Wesen betrachtet er keine schwarzen und rothen Menschen, wenn auch für etwas erleuchteter als die Thiere.

Zwar wagte Miß Wright die Bemerkung, daß man niemahls einen in den Schulen der Freystaaten erzogenen Jüngling bemerkte, der sich eine geachtete Bahn unter den civilisirten Menschen zu brechen vermochte; aber selten gelingt auch unter uns dem Niedriggebornen, sich durch Thaten, Talente und Verstand über seine Kameraden oder höher Stehende hinauf zu schwingen, und gerade die kräftigeren Geister der unter den civilisirten Völkern gebildeten einzelnen Wilden lassen sich den großen Zwang unserer Sitten nicht

gefallen, sondern eilen zu ihren Landsleuten und deren rohen Sitten zurück. Aber allerdings gibt es unter den Wilden in Canada Männer von ausgezeichnetem Talente.

Ein solcher ist der Häuptling Capitän Brandt, ein gewandter Krieger und Diplomat, der alle Verträge der sechs Nationen mit der Brittischen Regierung unter Bedingungen abschloß, welche seinen Landsleuten, bis sie gänzlich ausgestorben seyn werden, bleibendes Einkommen versichern. Für seine Landsleute übersetzte er die vier Evangelisten in ihre Sprache, reisete dann nach England, und gefiel sich in London's vornehmen Gesellschaften sehr wohl; als er aber von seiner Reise zurück kam, hatte seine Religiösität und seine Achtung vor dem christlichen Gottesdienste sehr abgenommen.

Sein Sohn lebt noch auf seinem Landsitze an der Quelle des Sees Ontario, ist gleichfalls ein sehr verständiger Mann, der, die Haut abgerechnet, ganz das Äußere eines gebildeten Europäers besitzt.

Eben so berühmt machte sich als Krieger der Freund der Britten, Tecumsch, im jüngsten Kriege der Britten und Amerikaner; gestand aber freymüthig, daß er alle Weiße als anmaßende Eroberer der Erde seiner Landsleute betrachte. Dabey gestand er, daß er, wenn er irgend eine Hoffnung des glücklichen Erfolges sich darstellen könne, trachten würde, die Wälder Amerika's seinen Landsleuten wieder zu erobern, und alle Weiße zu verjagen.

Immer nahm mich Wunder, daß die Missionarien der Englischen protestantischen Secten, die überall Heiden zu Christen zu machen suchten, so wenige Mühe sich gegeben haben, das Heil des Evangeliums unter den Nord-Amerikanischen Wilden zu verbreiten, da sie doch eben so viele Gemüthlichkeit für die Bekehrung als andere Wilde zu besitzen scheinen, — und wohl mehr als z. B. der dumme Hottentotte. Es rührte aber jene Apostel vorzüglich das Elend der Neger in Westindien, damit nach abgeschaffter Einfuhr neuer Sclaven aus Afrika, das Gemüth der Neger in Westindien zur künftigen Freylassung vorbereitet werden möge. Dagegen habe ich mir nicht zu erklären vermocht, warum man sich so viele Mühe gab, die Hinduheiden mit ihrem Aberglauben und ihrem Fatale zur christlichen Religion zu leiten, da die grausame und antisociale Religion der Hindus sich so tief in Ostindien eingewurzelt hat.

Dagegen hat der Nord-Amerikanische Wilde aus den Sagen seiner Vorfahren die edelsten Begriffe von einem allgegenwärtigen, unsichtbaren und allmächtigen Geiste, der die Welt erschuf und in ihren Angeln erhielt. Darnach handelt und lebt auch jetzt noch der Sohn der Wälder; er muß daher mehr wie ein anderer Heide für die Wahrheiten der christlichen Religion Empfänglichkeit besitzen.

Inhalt.




UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 801 741 0

